

**Bericht über die Situation der Verschickungskinder  
in den Heimen des  
Diakonissen-Mutterhauses Bad Harzburg**

**hier: Kinderklinik im Borntal**

**Berichtsverfasserin**  
**Eva Moll-Vogel**  
Präsidentin des Landgerichts Braunschweig a.D.

## Inhaltsverzeichnis

|   |        |           |
|---|--------|-----------|
| Ausgangslage  | Seite  | 3         |
| Vorgehensweise  | Seite  | 3         |
| Darstellung der Ergebnisse und Hinweise auf deren Lesbarkeit    | Seite  | 3         |
| Bewertung der gewonnenen Erkenntnisse                           | Seite  | 4         |
| <br>  |        |           |
| Darstellung der bisher gewonnenen Ergebnisse und ihrer Quellen  | Seite  | 5         |
| I.    Gespräche mit den Betroffenen                             | Seiten | 5 - 9     |
| II.   Gespräche mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern       | Seiten | 9 -12     |
| III.  Gespräche mit Sr. Renate und ihrer Mitschwester           | Seite  | 12        |
| IV.  Im Diakonissenmutterhaus eingesehene Unterlagen            | Seiten | 12 -13    |
| V.   Nutzung von örtlichen, regionalen und kirchlichen Archiven | Seite  | 13        |
| VI.  Gespräche zum Forschungsprojekt der DRV                    | Seite  | 13        |
| VII. Besichtigung der noch vorhandenen Bauten im Borntal        | Seite  | 14        |
| <br>  |        |           |
| VIII. Fragenkatalog   | Seite  | 15        |
| Fragen A01 – A27  | Seiten | 15 - 52   |
| Fragen B01 – B18  | Seiten | 52 - 69   |
| Frage C01   | Seite  | 69        |
| Fragen D01 – D06  | Seiten | 69 - 71   |
| Fragen E01 – E22  | Seiten | 72 - 93   |
| Fragen F01 – F17  | Seiten | 93 - 104  |
| Fragen P01 – P04  | Seiten | 105 - 110 |
| Fragen Q1 – Q11   | Seiten | 110 - 123 |
| <br>  |        |           |
| IX.  Anhang   | Seiten | 124 - 139 |

Personennamen wurden aus datenschutzrechtlichen Gründen auf die Initialen reduziert. Die Klarnamen sind der Berichtsvfasserin bekannt.

**Ausgangslage:**

Ab Anfang der 1950er bis zum Ende der 1980er Jahre wurden in der Bundesrepublik Deutschland bis zu 12 Mio. Klein- und Schulkinder aus gesundheitlichen Gründen über mehrere Wochen in Kindererholungsheime verschickt. Dabei machten sie teilweise traumatische Erfahrungen, unter denen sie auch heute noch leiden.

Zu diesen Kurheimen bzw. Kurkliniken gehörten auch das **Seehospiz Norderney** (heutige Seeklinik) und das **Kinderkrankenhaus im Borntal in Bad Sachsa** im Harz. Das Diakonissen-Mutterhaus Bad Harzburg ist bzw. war verantwortliche Trägerin dieser beiden Einrichtungen.

Zwischen einer Gruppe von Betroffenen, die in diese beiden Einrichtungen verschickt waren, und der Leitungsebene des Diakonissen-Mutterhauses Bad Harzburg ist es zu deutlichen Unstimmigkeiten und Missverständnissen über die Art und Weise der Aufarbeitung und Aufklärung der Verhältnisse in den genannten Einrichtungen gekommen. Vor diesem Hintergrund hat die Diakonie in Niedersachsen als Dachverband des Diakonissen-Mutterhauses die Unterzeichnerin als unabhängige Person - langjährige Richterin und Mediatorin - gebeten, zum einen zwischen dem Diakonissen-Mutterhaus Bad Harzburg und den Betroffenen zu vermitteln und zum anderen bei der Aufklärung der damaligen Verhältnisse behilflich zu sein.

**Vorgehensweise:**

Da ein zunächst durchgeführtes direktes Aufeinandertreffen der Betroffenen mit der Leitungsebene des Diakonissen-Mutterhauses sich nicht wirklich zielführend entwickelte, bestand Einigkeit darüber, dass die Unterzeichnerin die Gespräche mit beiden Seiten jeweils nur getrennt führen sollte. Derartige Gespräche hat es vielfach gegeben.

Von der Betroffenenengruppe wurde unter Hinzuziehung weiterer von ihr vertretener Betroffener eine umfangreiche Liste über die aus ihrer Sicht im

Einzelnen zu klärenden Fragen erarbeitet. Wie nachfolgend dargestellt, hat die Unterzeichnerin zu den vorgebrachten Fragestellungen vielfache Erkundigungen eingezogen. Die sich bundesweit stellende Problematik der zahlreichen Verschickungskinder ist neben vielen anderen Studien, Untersuchungen und anderen Aufarbeitungsprojekten zudem inzwischen Gegenstand eines großen Forschungsauftrags für das Institut für Geschichtswissenschaften, Lehrstuhl Sozial – und Wirtschaftsgeschichte der Humboldt-Universität Berlin <https://www.geschichte.hu-berlin.de/de/bereiche-und-lehrstuehle/sozial-wirtschaftsgeschichte/forschungsprojekte/kindererholungskuren-1945-1989-brd>

Da in dieser sehr umfangreichen Forschungsarbeit u.a. auch die Situation im Seehospiz in Norderney näher untersucht wurde, hat die Unterzeichnerin ihre eigenen Nachforschungen auf die Kinderklinik im Borntal in Bad Sachsa beschränkt. Die Ergebnisse der inzwischen abgeschlossenen Forschungsarbeit können nunmehr auf der oben verlinkten Seite eingesehen werden.

Die Nachforschungen der Unterzeichnerin bestanden im Wesentlichen aus vielen und in der Regel sehr ausführlichen Gesprächen mit den Betroffenen, mit ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Klinik im Borntal sowie mit der Oberin des Diakonissen-Mutterhauses, Sr. R., und einer weiteren vormalig in der Kinderklinik im Borntal tätigen Diakonissin. Darüber hinaus wurden die im Diakonissen-Mutterhaus noch vorhandenen Unterlagen gesichtet. Es wurden zudem Anfragen an örtliche, regionale und kirchliche Archive gestellt. Außerdem hat die Unterzeichnerin Gespräche mit der Forschungsabteilung der Deutschen Rentenversicherung sowie mit einigen Bearbeitern aus dem Forschungsteam des Lehrstuhls Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von der Humboldt-Universität Berlin (Projektleiter Prof. Dr. Alexander Nützenadel) geführt.

**Darstellung der Ergebnisse und Hinweise für deren Lesbarkeit:**

Die gewonnenen Ergebnisse sind in der nachfolgende Tabelle zusammengefasst. Sie soll dazu dienen, die Situation der zahlreichen Verschickungskinder in den verschiedenen Häusern der Kinderklinik im Borntal während des

Zeitablaufs des ca. 40-jährigen Betriebs der Einrichtung im Einzelnen näher zu betrachten und weiter aufzuklären.

Die in der Tabelle aufgeführten und bearbeiteten Fragen (A1 – Q11) stammen sämtlich von Betroffenen, d.h. von Personen, die damals als Kinder oder Jugendliche zur Kur verschickt worden waren. Der Gang der Nachforschungen wird aus den nachfolgenden Seiten 5 - 14 ersichtlich. Die im Einzelnen erhaltenen Antworten und erzielten Ermittlungsergebnisse folgen auf den Seiten 15 – 123. Darüber hinaus sind zusammenfassende Stellungnahmen einzelner Fragesteller sowie Berichte weiterer Betroffener im Anhang ab Seite 124 zu finden.

Zwar überschneiden bzw. wiederholen sich die Fragen in Teilen. Es ist dennoch ausdrücklich davon abgesehen worden, ähnlich lautende Fragen zusammenzufassen. Vielmehr sind für jede einzelne Frage einer/s Betroffenen die eingeholten Auskünfte und Informationen vollständig dargestellt worden. Es war und ist der Unterzeichnerin wichtig, dass jede/r Betroffene eine Antwort auf die von ihr/ihm persönlich gestellte Frage finden kann.

Vor diesem Hintergrund sowie der Fülle des Materials mag ein kontinuierliches Lesen der Tabelle herausfordernd sein. Es könnte sich als vereinfachend herausstellen, sich jeweils das herauszusuchen, was für einen persönlich vorrangig wichtig und besonders interessant ist. Dabei wäre es ggf. sinnvoll, sich am Lebensalter und/oder dem jeweiligen Zeitraum der Verschickung bzw. der Tätigkeit der befragten Personen zu orientieren.

Um die sich im Zeitablauf von 40 Jahren teilweise sehr stark ändernden Verhältnisse möglichst nachvollziehen zu können, sind die Antworten der einzelnen Interviewpartner in der zeitlichen Reihenfolge ihrer jeweiligen Aufenthalte bzw. Tätigkeitszeiten in der Einrichtung in der Tabelle aufgeführt worden. Damit die Angaben der einzelnen Personen auch im Zusammenhang gelesen werden können, sind die Angaben der einzelnen Personen durch für sie individuell verwendete Farben besonders gekennzeichnet worden. In diesem Zusammenhang sind auch die zusammenfassenden Stellungnahmen der Fragesteller sowie weiterer Betroffener im Anhang ab Seite 124 von besonderer Bedeutung.

### **Bewertung der gewonnenen Erkenntnisse:**

Eine inhaltliche Bewertung der gewonnenen Erkenntnisse gehört nicht zu den Aufgaben der Unterzeichnerin und würde auch ihrem – strenge Neutralität voraussetzenden - Vermittlungsauftrag entgegenstehen. Allerdings ist es auch für das Diakonissen-Mutterhaus inzwischen völlig unstrittig, dass es im Laufe der Jahre teilweise zu Situationen gekommen ist, die sich für die in die Kinderklinik im Borntal verschickten Kinder und Jugendlichen als sehr leidvoll und teilweise schwer traumatisierend erwiesen haben. Vor diesem Hintergrund war und ist es der Unterzeichnerin wichtig, möglichst viele „Puzzlesteine“ für ein genaues und detailreiches Bild der Situation zu den jeweiligen Zeiten vor Ort in der Einrichtung zusammenzutragen. Dieses könnte für die Betroffenen bei einer möglichen Verarbeitung des Geschehens hilfreich sein.

## Bisherige Erkenntnisse und ihre Quellen:

**I.** Von absolut zentraler Bedeutung waren die vielen **Gespräche der Unterzeichnerin mit Betroffenen**. Dabei wurde ebenso mit einzelnen Mitgliedern der Betroffenenengruppe wie auch mit Personen gesprochen, die sich auf einen von der Unterzeichnerin initiierten Artikel im Harzkurier als betroffene Verschickungskinder gemeldet hatten. Da durch die Gespräche die Erinnerungen an die Zeiten der Verschickung geweckt wurden, waren die geführten Gespräche für viele Betroffene sehr aufwühlend und belastend. Die Unterzeichnerin bedankt sich bei allen Betroffenen dafür, dass sie sich dieser Mühen im Dienst der Sache unterzogen haben. Wie allen anderen Gesprächspartnern auch wurde jedem Betroffenen Vertraulichkeit zugesichert. Die persönlichen Daten wurden daher anonymisiert. Die detaillierten Angaben der Betroffenen zu den Fragen im Einzelnen sind ebenso wie die Antworten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie die Angaben von Sr. R. und ihrer Mitschwester bei den jeweiligen Fragen (Ziffer VIII, ab S. 15) in eine umfängliche Tabelle aufgenommen worden. Zur ihrer generellen Situation ist von den einzelnen Betroffenen folgendes berichtet worden.

**Ia)** Die im November 1951 geborene **Betroffene A.** hat berichtet, sie sei vom Dezember 1955 bis Juni 1956 als 4-jähriges Mädchen auf Grund einer Tbc-Erkrankung für ½ Jahr in der Einrichtung im Borntal gewesen. Die Betroffene A. hat erklärt, sie könne sich naturgemäß nur noch an wenig erinnern. Sie hat ihren Aufenthalt als fürchterliche Erfahrung beschrieben. Sie habe über die ganze Zeit keinen Besuch erhalten dürfen. Sie habe davon sicherlich einen Knacks wegbekommen. Sie sei als Kind besonders ängstlich und sehr zurückhaltend gewesen. Im Laufe der Zeit habe sie das jedoch überwinden können. Sie habe insgesamt aber die Kurve gekriegt, ein Lehrerstudium absolviert und als Lehrerin gearbeitet.

**Ib)** Die **Betroffene B.** hat der Unterzeichnerin in einem ausführlichen Gespräch geschildert, im Alter von knapp 10 Jahren in der Zeit von August 1957 bis März 1958 wegen einer Tbc-Erkrankung im Borntal gewesen zu sein.

Wenn sie an den Aufenthalt denke, habe sie gemischte Gefühle. Vieles sei sehr schrecklich gewesen: das viel zu viele Essen, das ständige Liegen, die Untersuchung mit dem Schlauch, das viele Heimweh. Die Betroffene B. habe die ersten vier Wochen ohne jeden Besuch im sog. Isolierhaus verbringen müssen und nur liegen dürfen. Sie habe keinen Kontakt zu den anderen Kindern gehabt, da die Kinderbetten durch Glasscheiben voneinander getrennt gewesen seien. Weniges sei aber auch schön gewesen: so z.B. das gemeinsame Singen auf dem Balkon. Einige Zeit nach ihrem Aufenthalt im Borntal sei sie wegen ihres niedrigen Gewichts noch einmal zu einer Verschickungskur gekommen, dieses Mal nach Bad Zwischenahn. Auch dort sei das Essen für sie ausgesprochen schwierig gewesen. Als besonders schwer habe sie es empfunden, später ihre beiden an Neurodermitis erkrankten Kinder ebenfalls in die Kinderverschickung (ins Seehospiz in Norderney) zu geben.

**Ic)** Mit der nahezu gleichalten **Betroffenen C.** hat die Unterzeichnerin ebenfalls gesprochen. Sie hat mitgeteilt, sie sei ebenfalls im Jahr 1958 für sechs Monate (5-11) wegen einer Tbc-Erkrankung im Borntal gewesen. Zusammenfassend hat die Betroffene C. von einer schlimmen, sehr unschönen Zeit berichtet. Sie sei schon vorher sehr zurückhaltend, verschämt und schüchtern gewesen. Das habe sich dort keineswegs verbessert. Sie sei zudem durch das viele Essen dick und unbeweglich geworden, sodass sie kaum noch hinter ihrer 2 Jahr jüngeren Schwester hinterhergekommen seien.

**Id)** Die Unterzeichnerin hat zudem mit der heute 72-jährigen **Betroffenen D.** gesprochen. Diese hat berichtet, dass sie im Jahr 1958 für über 6 Monate wegen des Verdachts auf eine Tbc-Erkrankung im Borntal gewesen sei. Vor dem Hintergrund ihrer beruflichen Erfahrungen im psychologisch-pädagogischen Bereich schätzt die Betroffene D. heute ihre damaligen Erlebnisse als traumatisierend ein. Sie habe mit dem Erlebten auch heute noch zu kämpfen. Allerdings sei sie auch hypersensibel. Sie habe vor nicht allzu langer Zeit eine Mitpatientin getroffen, die nicht wirklich gelitten habe. Das sei bei ihr deutlich anders gewesen. Allerdings habe sie durch ihren Aufenthalt im Borntal auch eine deutliche Resilienz und innere Stärke entwickelt,

die ihr im späteren Leben bei Auslandsaufenthalten, Studium pp. durchaus sehr geholfen hätten.

**le)** Es bestand zudem die Gelegenheit, mit der 1963 geborenen **Betroffenen E.** zu sprechen. Diese hat berichtet, dass sie im Sommer 1971 mit damals 8 Jahren gemeinsam mit ihrer 3 Jahre älteren Schwester im Borntal zur Kur gewesen sei. Sie sei insgesamt 3-mal verschickt worden (mit 8, 10 und 12 Jahren). Krank sei sie nicht gewesen. Vielmehr hätten die Kuren wohl auch mit der Tätigkeit eines nahen Verwandten bei der Rentenversicherung zu tun gehabt. Sie habe im Hinblick auf ihre Zeit im Borntal keine Erinnerungen. Sie erinnere nur ein paar Fetzen und Sequenzen. Die wenigen Erinnerungen, die sie habe, seien negativ. Sie wisse zwar, dass sie auf den bei ihr vorhandenen Fotos teilweise abgebildet sei. Erinnern könne sie sich an die jeweiligen Situationen jedoch nicht. Die Betroffene E. hat weiter berichtet, dass sie bei ihrem Besuch im Borntal ein wirklich schlechtes Gefühl bekomme habe. Es sei ihr richtig schlecht gegangen. Die jetzt bereits 2 1/2-jährige Therapie habe die Erinnerung noch nicht wieder zurückgebracht. Die von der Betroffenen E. gestellten Fragen sind als E01 – E22 bezeichnet und auf den Seiten 72 - 93 zu finden. Die zusammenfassende Stellungnahme der Betroffenen E. ist im Anhang auf der Seite 125 abgedruckt.

**If)** Über eine andere Betroffene konnte Kontakt mit der **Betroffenen F.** aufgenommen werden. Die heute 63-Jährige hat der Unterzeichnerin berichtet, sie sei von Februar bis April/Mai 1973 als 13-Jährige im Haus 1 untergebracht gewesen. Sie sei als Heimkind in die Einrichtung gekommen. Der Grund für den Aufenthalt sei wohl ihre pubertätsbedingte Gewichtszunahme gewesen. Sie sei allerdings nie wirklich dick gewesen. Die damalige Zeit sei für sie ganz furchtbar gewesen. Sie sei sicherlich keine einfache Patientin gewesen, da sie sich nichts gefallen lassen und vielfach widersprochen habe. Sie sei als Heimkind besonders schikaniert und wie Abschaum behandelt worden. Am Anfang sei sie für drei Wochen noch mit einem anderen Mädchen in einem Zweibettzimmer gewesen. Nach deren Abreise sei sie dort allein und damit auch schutzlos gewesen. U.a. in diesem Raum sei sie mehrfach von

zwei Ärzten sexuell missbraucht worden. Ihr Aufenthalt im Borntal habe sie schwer traumatisiert. Der sexuelle Missbrauch der Betroffenen F. sei von der Anerkennungskommission für Betroffene sexualisierter Gewalt in Körperschaften und Einrichtungen der evangelischen Kirchen in Niedersachsen und Bremen anerkannt und eine Anerkennungsleistung gezahlt worden. Die Betroffene F. hat weiterhin berichtet, dass sie inzwischen sämtliche Essstörungen „durch habe“ und fortlaufend auf Therapie angewiesen sei. Sie habe sich nach ihrem Aufenthalt in der Kinderverschickung geschworen, Gutes für Kinder zu tun. Daher sei sie Erzieherin geworden und habe nachfolgend zudem noch eine Zusatzausbildung als systemische Familientherapeutin absolviert. Sie arbeite bis heute in der Kinder- und Jugendhilfe und habe zeitweilig auch Leitungsfunktionen innegehabt. Aktuell stünde sie kurz vor ihrer Berentung. Die von den Betroffenen F und G gestellten Fragen sind als B01 – B18 bezeichnet und auf den Seiten 52 - 69 zu finden.

**Ig)** In einem Gespräch mit der **Betroffenen G.** hat die Unterzeichnerin erfahren, dass die Betroffene G. von Ende September bis Anfang November 1973 für 6 Wochen gemeinsam mit ihrer Schwester im Haus 1 im Borntal gewesen sei. Weder ihre Schwester noch sie seien damals krank gewesen. Der einweisende Arzt habe ihnen mit der Verschickung vermutlich nur etwas Gutes tun wollen. Trotz des bereits vom ersten Tag an erlittenen und während des gesamten 6-wöchigen Aufenthalts andauernden sexuellen Missbrauchs sei sie äußerlich „gesund“ zurückgekommen. Sie habe sich allerdings psychisch deutlich verändert. So habe sie seit damals auf Jahre hinaus massive Angst vor jedem Arzt gehabt. Sie und wohl auch ihre Schwester seien nach dem Aufenthalt im Borntal sehr unnahbar gewesen, und sie erinnere noch an die Ansprache in ihrer Kindheit und Jugend, „sie sollten doch nicht immer so ernst sein“. Ihre vorherige Unbeschwertheit sei völlig verschwunden gewesen. Sie gehe allerdings davon aus, dass nur sie, nicht auch ihre Schwester missbraucht worden sei. Sie leide auch heute noch massiv unter den Folgen des damaligen Missbrauchs sowie den von ihr als sehr bedrohlich und freiheitsentziehend empfundenen Unterbringungsbedingungen. Der sexuelle Missbrauch sei von der Anerkennungskommission für Betroffene sexualisierter Gewalt in Körperschaften und Einrichtungen der evangelischen

Kirchen in Niedersachsen und Bremen anerkannt und eine Anerkennungsleistung gezahlt worden. Wie vorstehend erwähnt sind die von den Betroffenen G und F gestellten Fragen B01 – B18 nebst Antworten auf den Seiten 52 - 69 abgedruckt. Die zusammenfassende Stellungnahme der Betroffenen G. ist im Anhang auf der Seite 126 abgedruckt.

**Ih)** Weiterhin hat ein Gespräch mit dem **Betroffenen H.** stattgefunden. Der 1968 geborene Betroffene hat berichtet, er sei zwischen seinem 6. und 17. Lebensjahr (1974 – 1986) vielfach zur Behandlung im Borntal gewesen. Grund sei sein schweres Asthma, welches dazu geführt habe, dass er während seiner Jugend 3-mal habe reanimiert werden müssen („war 3-mal klinisch tot“). Der Betroffene H. hat von vielfachen und langen Aufenthalten im Borntal berichtet. So habe er u.a. ein gesamtes Schuljahr in Bad Sachsa verbracht. Obwohl er aus gesundem Seeklima, nämlich aus Cuxhaven stamme, sei für ihn das Klima des Harzes die richtige Luft und damit auch die richtige Behandlung gewesen. Er sei immer im Haus 2 gewesen und habe mit der dortigen Stationsleitung, Sr. U., eine sehr gute Beziehung entwickelt. Diese Verbindung halte auch heute noch. Es sei Sr. U. gewesen, die ihn animiert habe, mit der Unterzeichnerin zu telefonieren. Mit dem Erwachsenwerden habe er sein Asthma mehr und mehr in Griff bekommen. Dennoch sei er infolge einer degenerativen Muskelerkrankung inzwischen Frührentner.

**Ii)** Zudem hat sich die Unterzeichnerin mit der **Betroffenen I.** austauschen können. Diese hat erzählt, dass sie im Sommer 1975 im Alter von 6 Jahren kurz vor ihrer Einschulung im Haus 4 in Borntal gewesen sei. Wirklich krank sei sie nach ihrer Erinnerung allerdings nicht gewesen. Grund für die Kur sei ihr Heuschnupfen gewesen, der sich dort aber nicht gebessert habe. Das sei erst ein Jahr später geschehen, als sie mit ihren Eltern Urlaub auf Borkum gemacht habe. Sie habe die Zeit furchtbar gefunden. Sie sei vorher noch nie von zuhause weg gewesen und das Schlagen und Brüllen insbesondere der Schwester K. sei schrecklich gewesen. Sie sei von der Zeit zwar nicht traumatisiert worden; dennoch sei es schlimm genug gewesen. Sie habe die ganzen sechs Wochen Heimweh gehabt, und als sie nach einer sehr langen und

unendlich heißen Rückfahrt mit der Bahn zuhause angekommen sei, habe sie feststellen müssen, dass sie zum einen während der Zugfahrt ihren geliebten Teddy verloren habe und zum anderen noch ihre Oma zwischenzeitlich verstorben sei. Die von der Betroffenen I. gestellten Fragen sind als P01 - P04 auf den Seiten 105 - 110 abgedruckt.

**Ij)** Von der heute 48-jährigen **Betroffenen J.** hat die Unterzeichnerin erfahren, dass sie im Sommer 1978 als knapp 4-Jährige für 6 Wochen wegen häufiger Erkältungskrankheiten in Bad Sachsa gewesen sei. Sie sei in Begleitung ihrer drei Jahre älteren Schwestern gewesen. Sie selbst erinnere sich an ganz wenige, nur ungute Sequenzen. Auf Grund der Schilderungen der anderen Betroffenen sei ihr aber klar, dass bestimmte Verhaltensmuster, Ängste und andere Gefühle ihren Ursprung in ihrer Verschickungszeit hätten und sie daher mehr darüber wissen wolle. Die von der Betroffenen J. gestellten Fragen sind als A01 – A27 bezeichnet und auf den Seiten 15 – 52 zu finden. Ihre umfassende Stellungnahme ist im Anhang auf der Seite 127 abgedruckt.

**Ik)** In einem ausführlichen Gespräch hat die Unterzeichnerin von dem **Betroffenen K.** erfahren, dass er im Frühjahr 1980 als 10-Jähriger zum Abnehmen nach Bad Sachsa gekommen sei. Er sei in einem Haus nur mit Jungen gewesen, welches am Zaun, direkt mit dem Wald dahinter, gelegen habe. Ein Arzt habe die Kur verschrieben. Zunächst sei nur eine 6-wöchige Kur angedacht gewesen, die aber einfach um weitere 6 Wochen verlängert worden sei. Diese zusätzlichen Wochen habe er aber nicht durchgestanden. Nach einem Nervenzusammenbruch sei er von seiner Mutter nach 9 Wochen abgeholt worden. Er habe extrem viel Heimweh gehabt und sehr gelitten. Er erinnere seinen Aufenthalt als eine dunkle, unfrohe Zeit und habe viel Schlechtes erlebt. Rückblickend seien nur ganz wenige Dinge gut gewesen. Durch die vielen Spaziergänge habe er seine Liebe zur Natur entdeckt. Außerdem habe er gelernt, sich nichts gefallen zu lassen und sowohl negative wie positive Dinge offen anzusprechen. Er habe sich nämlich nach dem Aufenthalt dort geschworen, sich künftig gegen Ungerechtigkeiten zu wehren. Als positiv habe er als Einzelkind schließlich auch die Gemeinschaft mit den anderen

Jungen in seinem Zimmer erlebt. Zusammenfassend würden die negativen Erfahrungen überwiegen, die seinen Aufenthalt im Borntal zur schlimmsten Zeit seiner Kindheit gemacht hätten. Seine Seele sei nachhaltig belastet und er könne bis heute kein Vertrauen zu Fremden aufbauen. Er wünsche sich, dass kein anderes Kind jemals derartige Misshandlungen in seinem Leben erdulden müsse. Die von dem Betroffenen K. gestellten Fragen sind als Q 01 – Q11 bezeichnet und auf den Seiten 110 - 123. zu finden. Sein umfassender persönlicher Bericht ist im Anhang auf den Seiten 137 – 138 abgedruckt.

**II)** Die heute 54-Jährige **Betroffene L.** hat in einem ausführlichen Telefonat berichtet, sie sei im Alter von 13/14 Jahren in den ersten 3 Monaten des Jahres 1982 im Mädchenhaus im Borntal gewesen, um dort wegen ihres Übergewichts (100 kg/bei ca. 170 cm) behandelt zu werden. Das Übergewicht sei das Resultat eines vor der Kur zuhause erlittenen sexuellen Missbrauchs durch den Ehemann der Haushälterin gewesen. Sie habe sich wegen dieses Missbrauchs niemandem anvertrauen können und nur noch gegessen. Der Missbrauch habe sie sehr geprägt. Sie sei nie verheiratet oder in einer engen Beziehung gewesen, sondern bislang sehr allein durchs Leben gegangen. Das sei insbesondere vor einiger Zeit während einer Krebserkrankung sehr bitter gewesen. Ihrer Mutter habe sie den sexuellen Missbrauch erst im Alter von 35 Jahren erzählen können. Ihr Vater habe damals schon nicht mehr gelebt.

**Im)** Im Anhang findet sich zudem der Bericht der **Betroffenen M.** Die heute 52-Jährige sei als Kind zweimal in der Kinderklinik im Borntal und zwar im Winter 1976 als 5-Jähige und im Sommer 1981(oder 1982) als etwa 10-Jähri-ge behandelt worden. Ihr Bericht befindet sich auf Seite 131.

**In)** Außerdem findet man im Anhang die von der Unterzeichnerin zusammengefassten Schilderungen der **Betroffenen N.** Die heute 77-Jährige hat über die Betreuung und Behandlung ihrer beiden kleinen Kinder im Kinderkranken-

haus im Borntal berichtet. Ihre sehr schwer an Asthma erkrankte ältere Tochter sei im Jahr 1976 im Alter von zu Beginn noch nicht einmal 1 Jahr sowohl im Bereich der Verschickungskinder als auch im Krankenhaus behandelt worden. Im Jahr 1980 sei ihre zweite Tochter im Alter von 3 Jahren im Krankenhausbereich medizinisch versorgt worden. Den Bericht über das geführte Gespräch kann man auf den Seiten 132 - 133 nachlesen.

**Io)** Weiterhin hat die Unterzeichnerin mit dem **Betroffenen O.** ein ausführliches Telefongespräch geführt und anschließend seine Schilderungen zusammengefasst. Der heute 76-Jährige hat über seinen 9-monatigen Aufenthalt in der Zeit von 1950/1951 berichtet. Er sei wegen seiner Tuberkuloseerkrankung gemeinsam mit seiner Schwester (Betroffene P.) in die Einrichtung gekommen. Während dieser Zeit habe er überwiegend schlechte Erfahrungen gemacht. In Teilbereichen seien diese für ihn auch heute noch prägend. Die Zusammenfassung kann man auf den Seiten 133 - 135 nachlesen.

**Ip)** Zudem sind im Anhang auch die von der Unterzeichnerin zusammengefassten Schilderungen der **Betroffenen P.** abgedruckt. Die heute fast 78-jährige Betroffene P. sei mit ihrem Bruder (Betroffener O.) in der Zeit 1950/1951 wegen ihrer Tuberkuloseerkrankung für ca. 6 Monate im Kinderkrankenhaus im Borntal untergebracht gewesen. Sie sei dort deutlich besser zurechtgekommen als ihr Bruder. Sie habe allerdings auch wie er unter dem für sie ungewohnten fetten Essen und unter der strikten Trennung von ihrem kleinen Bruder gelitten. Die zusammengefassten Schilderungen sind auf den Seiten 136 - 137 abgedruckt.

**Iq)** Schließlich ist noch der Bericht der Unterzeichnerin über ein langes Telefongespräch mit der **Betroffenen Q.** abgedruckt. Die heute 58-jährige Betroffene hat von einem 6-wöchigen Aufenthalt im Winter 1969/1970 berichtet. Sie sei sich zwar sicher, dass sie nach Bad Sachsa verschickt worden sei. An den Namen der Einrichtung erinnere sie sich indes nicht. Die dortigen Erlebnisse seien sehr unschön gewesen und hätten sie

vermutlich bis heute traumatisiert. Der Bericht über das Gespräch mit der Betroffenen Q. ist auf den Seiten 137 - 138 zu finden.

**II.** Zusätzlich hat die Unterzeichnerin mehrere ausführliche **Gespräche mit ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern** aus der Klinik am Borntal führen können. Die Suche nach Gesprächspartnern gestaltete sich zunächst schwierig. Die Einrichtung wurde bereits Ende 1992 geschlossen, sodass nicht mehr auf Personallisten zurückgegriffen werden konnte. Zwei männliche Mitarbeiter sind von der Oberin der Einrichtung, Sr. R., benannt worden. Laut Sr. R. hätten diese nach ihrer Tätigkeit im Borntal zum Diakonissen-Mutterhaus insoweit regelmäßig Kontakt gehalten, als sie jeweils im November eines Jahres in den Räumlichkeiten des Diakonissen-Mutterhauses in Bad Harzburg einen sog. Missionsbasar mitorganisiert hätten. Durch die Kontaktaufnahme mit der örtlichen Zeitung, dem Harzkurier, und einen von der Unterzeichnerin initiierten und dort abgedruckten Artikel (am 30.9.2022, Anhang S. 140) gelang es, Kontakt zu weiteren Mitarbeiterinnen der Kinderklinik im Borntal zu erhalten. Allen Personen, mit denen die Unterzeichnerin gesprochen hat, wurde Vertraulichkeit zugesichert, die persönlichen Daten wurden anonymisiert. Die detaillierten Angaben der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu den Fragen im Einzelnen wurden ebenso wie die Antworten der Betroffenen sowie die Angaben von Sr. R. und ihrer Mitschwester bei den jeweiligen Fragen (Ziffer VIII ab S. 15) in eine ausführliche Tabelle aufgenommen. Zur ihrer generellen Situation ist von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern folgendes berichtet worden.

**IIa)** Die heute 80-jährigen **Mitarbeiterin A.** war nach ihren Angaben 1960/1961 als 18-Jährige gemeinsam mit einer Freundin als Kinderpflegerin im Haus 2 bei den Jungen zwischen 5 und 14 Jahren tätig. Es sei dort aus ihrer Sicht grundsätzlich in Ordnung gewesen. Der Umstand, dass sie nur ein Jahr im Borntal gearbeitet habe, habe seinen Grund nicht in der dortigen Situation, sondern ausschließlich in den besseren Verdienstmöglichkeiten in

der Fabrik gehabt. Es habe aber auch Dinge gegeben, die ihr sehr wehgetan hätten. Man müsse bei allem aber auch berücksichtigen, dass die auf der Station befindlichen Kinder sämtlich sehr lungenkrank gewesen seien (ganz überwiegend Tuberkulose). Dieser Umstand habe das Handeln und Verhalten auf der Station schon sehr geprägt. Es seien sogar Kinder mit offener Tuberkulose darunter gewesen.

**IIb)** Zudem hat die Unterzeichnerin mit der heute 82-jährigen **Mitarbeiterin B.** gesprochen. Diese war von 1960 bis 1965 als Kinderpflegerin beschäftigt. Sie sei bis auf die letzten Monate nur im Haus 6 bei an Tbc. erkrankten Kindern tätig gewesen. Die letzten Monate habe sie als Schwangere im Haus 1 gearbeitet. Dort seien die Kinder nicht so krank gewesen und hätten teilweise auch andere Erkrankungen gehabt. Sie habe gern im Borntal gearbeitet. Einiges sei dort gewöhnungsbedürftig gewesen, und man sei als Mitarbeiterin nicht wirklich gut behandelt worden. Aber sie habe die Arbeit mit den süßen Kindern geliebt und auch nach der Zeit der Betreuung ihrer Kinder wieder als Erzieherin gearbeitet.

**IIc)** Die heute fast 80-jährige ehemalige Diakonissin, die **Mitarbeiterin C.** hat berichtet, sie sei von 1968 bis 1991 im Borntal tätig gewesen. Zunächst sei sie in allen Häusern gewesen, um die Einrichtung kennenzulernen. Auf die Dauer habe sie im Haus 2 gearbeitet. Etwa ab 1972/1973 (vielleicht auch später) habe sie dort die Leitung übernommen, nachdem die damalige Leitung, Sr. K., dafür zu alt geworden sei. Bei Mitarbeiterin C. handelt es sich um die damalige Sr. Ursel, die Unterzeichnerin ganz ausdrücklich ermächtigt hat, ihren Namen offen zu nennen. Sie habe ihre Ausbildung als Kinderkrankenschwester Anfang bis Mitte der 60er-Jahre im Seehospiz in Norderney absolviert. Sie habe eigentlich Missionarin werden wollen und sei auf diesem Weg nach Bad Harzburg zu den Diakonissen gekommen. Sie sei 1966 bei den Diakonissen eingetreten, obwohl sie sich zu keinem Zeitpunkt wirklich als berufen angesehen habe. Dieses Gefühl habe sich aus unterschiedlichen Gründen im Jahr 1991 so verstärkt, dass sie zum Jahresende ausgetreten sei. Zu den Austrittsgründen habe jedoch nie ihre Arbeit im Borntal gehört. Sie habe

ihre Arbeit dort, insbesondere der Umgang „mit ihren Jungs“ aus Haus 2 (Alter etwa ab 10 Jahren) sehr geliebt. Es sei ihr stets sehr wichtig gewesen, sich für etwaige Fehler auch zu entschuldigen. Das würde sie auch heute noch tun. Wenn sie etwas falsch gemacht habe, oder wenn sie für Fehler verantwortlich sei, dann täte ihr das leid. Sie würde dafür selbstverständlich um Entschuldigung bitten und sei auch gern zu Gesprächen mit den Betroffenen bereit.

**IId)** Es gab ein weiteres Gespräch und zwar mit der **Mitarbeiterin D.** Sie sei im Rahmen eines Ferienjobs als Schülerin und ggf. noch einmal als Studentin (1969 – 1971) in den Sommerferien jeweils für 3 Wochen als Aushilfe im Borntal tätig gewesen. Dabei habe sie sowohl im Krankenhaus (auf der Säuglingsstation) als auch im Heimbereich (wohl Haus 1, gemischt mit Jungen und Mädchen im Grundschulalter) gearbeitet. Sie habe den Ton und den Umgang der Diakonissen mit den Kindern absolut „daneben“ gefunden. Man sei rüde und nicht liebevoll mit den Kindern umgangen. Allerdings müsse man auch berücksichtigen, dass man zum einen vor allem die negativen Dinge im Gedächtnis behalte und zum anderen das damalige Verhalten absolut dem Zeitgeist entsprochen habe. Auch in der Schule seien manche ihrer Lehrerinnen und Lehrer einfach „unterirdisch“ gewesen. So ganz schrecklich könne es allerdings auch nicht gewesen sein, denn ansonsten wäre sie nicht ein 2. oder ggf. 3. Mal in den Ferien dort hingegangen. Letztlich sei sie aber auch jeweils nur wenige Wochen (2- oder 3-mal je 3 Wochen) im Borntal tätig gewesen.

**Ile)** Einer der beiden von der Unterzeichnerin befragten männlichen Mitarbeiter, der **Mitarbeiter E.** (Jg. 61), ist nach seinen Angaben selbst im Alter von etwa 12 Jahren (somit um 1973) als Verschickungskind im Haus 2 untergebracht gewesen. Es habe ihm dort gut gefallen. Aus diesem Grund habe er das für seine Berufsausbildung als Krankenpfleger erforderliche Praktikum von 1977 bis 1980 ebenfalls in Haus 2 absolviert. Die Kinder hätten sich aus seiner Sicht wohl gefühlt. Genau so sei das bei ihm während seines Aufenthalts als Verschickungskind im Jahr 1973 auch gewesen. Das große Problem des Heimwehs und der langen Trennung von den Eltern sei im

Haus 2 wegen des Alters der Jungen (10 Jahre +) nicht so deutlich ausgeprägt gewesen.

**IIf)** Darüber hinaus hat die Unterzeichnerin mit der **Mitarbeiterin F.** gesprochen, die heute etwas mehr als 60 Jahre alt ist. Die Mitarbeiterin F. hat sich erinnert, dass sie direkt nach ihrer Ausbildung als Kinderpflegerin von September 1977 bis Februar 1979 in Haus 4 im Borntal gearbeitet habe. Dort habe man sehr kleine Kinder zwischen 2 und 6 Jahren betreut. Sie habe nicht wirklich gern dort gearbeitet. Zum einen sei die Arbeit aus ihrer Sicht sehr schlecht bezahlt worden. Zum anderen habe sie insbesondere an den Wochenenden viel zu selten frei bekommen. Ein vollständig freies Wochenende sei einfach nicht drin gewesen. Letztlich sei sie auch nicht wirklich im Frieden gegangen. Sie sei wegen einer Erkrankung gekündigt worden. Die Situation der kleinen Kinder habe sie zudem auch geschockt. Ganz allein und ohne ihre Eltern sei es für viele der Kinder wirklich furchtbar gewesen.

**Ilg)** Die **Mitarbeiterin G.** hat berichtet, sie sei direkt nach ihrer Ausbildung als Kinderpflegerin in der Zeit von 1978 – 1980 im Borntal tätig gewesen; und zwar ausschließlich im Haus 3 bei den älteren Mädchen. Von den ca. 20 Mädchen seien 10 – 12 adipös gewesen, somit zum Abnehmen gekommen. Die anderen hätten an Asthma oder Mukoviszidose gelitten und wären dann in der Regel sehr dünn gewesen. Die Arbeit sei irgendwie in Ordnung gewesen, wenngleich recht „spaßbefreit“. Sie habe wegen der sehr ungünstigen Arbeitszeiten wenig Möglichkeiten gehabt, Dinge außerhalb der Einrichtungen zu erleben bzw. zu erledigen. So habe sie mehr als 1 Jahr gebraucht, um ihren Führerschein zu machen; man habe sie für die dafür erforderlichen Unterrichtsstunden niemals freistellen wollen. Die Mitarbeiterin G. hat zudem berichtet, dass sie letztlich im Streit gegangen sei, da man ihr die im Vormonat geleisteten Überstunden nicht auf den laufenden Monat habe anrechnen wollen.

**IIh)** Zudem hat die Unterzeichnerin mit der heute 80-jährigen **Mitarbeiterin H.** gesprochen. Die Mitarbeiterin H. hat erklärt, sie sei als ausgebildete Lehrerin in der Zeit von 1979 bis 1992 als eine von insgesamt drei Lehrerinnen im Borntal tätig gewesen. Sie habe zunächst überwiegend in den Häusern 6 und 7 (in den Krankenhausbereichen) in der Regel am Bett der Kinder gearbeitet. Später habe sie zur Hälfte auch mit den Kurkindern zu tun gehabt. Diese habe sie vorrangig in den eigens dafür hergerichteten Klassenräumen unterrichtet. Die Kinder seien gebeten worden, ihre Schulbücher in die Kur mitzubringen. Anhand dieser Bücher sei der Unterricht dann erfolgt. Da es drei Lehrerinnen gegeben habe, habe man auch drei unterschiedliche Klassen jeweils nach Alter (gemeinsam mit Jungen und Mädchen) bilden können. Sie könne über die Einrichtung nur Gutes sagen. Den Kindern wäre es dort richtig gut gegangen und man habe sich geduldig und liebevoll um sie gekümmert. Schon den Begriff „Verschickungskinder“ lehne sie ab. Die Kinder hätten sich in Kuren befunden und seien auch so behandelt worden. Aber es sei ja allgemein so, dass alles Vergangene schlecht gemacht werde.

**IIi)** Der zweite von der Unterzeichnerin befragte männliche Mitarbeiter, der **Mitarbeiter I.** (Jg. 1961), hat berichtet, dass er im Rahmen seiner Ausbildung im Jahr 1979 mehrfach Praktika in der Einrichtung absolviert habe. Nachfolgend sei er als ausgebildete Kraft von August 1980 bis Mitte 1990 auf der Station 2 tätig gewesen. Er sieht den Aufenthalt der Kinder während seiner Tätigkeitszeit überwiegend positiv. Der Mehrzahl der Kinder habe es dort gefallen. Es habe ein guter Geist in der Einrichtung geherrscht. Man habe viel mit den Kindern gemacht, und es hätten zahlreiche Unternehmungen stattgefunden. Problematisch sei allerdings die Trennung der Kinder von den Eltern gewesen. Aus heutiger Sicht sei das nicht vertretbar und nicht verständlich. Das gelte auch für die damalige Regelung, dass Eltern ihre Kinder während der ersten zwei Wochen des Aufenthalts nicht besuchen durften. Auf diese Weise habe man damals dem Problem des Heimwehs begegnen wollen. Von deutlichen Missständen in der Einrichtung habe er nie etwas gehört. Das sei allerdings hinsichtlich anderer in Bad Sachsa befindlicher Heime (u.a. Heim Kern und Heim Dr. Wilhelm) anders gewesen. Diesbezüglich habe es sehr wohl Gerede im Ort gegeben.

**IIj)** Mit der nach ihren Berichten von 1983 bis zur Schließung der Einrichtung im Jahr 1992 dort tätigen Krankengymnastin, der **Mitarbeiterin J.**, hat die Unterzeichnerin ebenfalls gesprochen. Diese hat erklärt, sie sei eine von zwei jeweils mit ½ Stelle dort tätigen Krankengymnastinnen gewesen. Sie habe letztlich nur positive Erinnerungen an die Einrichtung und hätte dort auch gerne weiter gearbeitet. Die Kinder und Jugendlichen seien dort sehr gut behandelt und betreut worden. Es habe z.B. mit der Gymnastikhalle, dem Schwimmbad und dem großen Außengelände viele Möglichkeiten gegeben. Sie habe im wesentlichen Atemgymnastik für die Asthmatiker und die an Mukoviszidose erkrankten Kinder durchgeführt. Die Atemgymnastik sei teilweise auch als Gruppengymnastik durchgeführt worden. Darüber hinaus habe sie aber auch behinderte Kinder krankengymnastisch betreut. Überwiegend habe sie im Bereich des Schwimmbades und der Gymnastikhalle gearbeitet. Teilweise aber auch in den Häusern, dort dann i.d.R. am Krankenbett. Grundlage ihrer Tätigkeit seien die ärztlichen Verordnungen für die einzelnen Kinder gewesen. Natürlich habe sie sich mit den Häusern und den Ärzten absprechen müssen. Ansonsten wäre es für sie und ihre Kollegin ein sehr freies und schönes Arbeiten gewesen. Außer ihnen beiden habe es noch eine Gymnastiklehrerin gegeben, die ebenfalls die Schwimmhalle für Schwimmunterricht genutzt habe.

**IIk)** Die **Mitarbeiterin K.** ist heute 57 Jahre (Jg. 1966) alt. Sie hat berichtet, sie sei sowohl Ende der 70er-Jahre als auch Mitte der 80er-Jahre als Patientin und 1988 als Erzieherin im Borntal gewesen; und zwar jeweils im Haus 3. Das erste Mal sei sie 1979 als 13-Jährige im Borntal gewesen. Sie habe schwer unter Asthma gelitten. Sie sei zunächst im Krankenhaus und dann 3 Monate zur Kur im Borntal untergebracht gewesen. Das zweite Mal sei sie 1985 mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus behandelt worden. Da man sie aus dem Voraufenthalt bereits kannte, habe man ihr auch als 19-Jähriger erneut eine Kur ermöglicht. Bereits damals habe sie in der Ausbildung zur Erzieherin gesteckt. Nach dem Berufsabschluss habe sie dann im Sommer 1988 einen Zeitvertrag als Erzieherin erhalten. Sie wäre auch gerne länger dort geblieben. Allerdings habe die Einrichtung bereits damals Belegungsprobleme gehabt. Daher habe man über den Winter auf die

Stammkräfte gesetzt. Zwar habe man ihr angeboten, sie im Frühjahr wieder einzustellen. Allerdings habe sie zu diesem Zeitpunkt bereits eine andere, unbefristete Stelle gehabt. Die Mitarbeiterin K. schätzt die Einrichtung sowohl aus Patienten- als auch aus Mitarbeitersicht durchweg positiv ein.

**III.** Die Unterzeichnerin hat zudem mehrere **Gespräche mit Sr. R. und (einmal auch) mit einer ihrer Mitschwestern** geführt. Letztere ist 83 Jahre alt und schwer an Krebs erkrankt. Nach ihren Angaben hat sie von 1967 bis 1992 in Bad Sachsa gearbeitet; davon die Jahre 1984 bis 1992 im Krankenhausbereich, davor 1970-1984 in Haus 4 bei den ganz kleinen Kindern. Die detaillierten Angaben von Sr. R. und ihrer Mitschwester zu den Fragen im Einzelnen sind ebenso wie die Antworten der Betroffenen sowie der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei jeweiligen einzelnen Fragen (Ziffer VIII, ab S. 15) in eine ausführliche Tabelle aufgenommen worden. Zur ihrer generellen Situation ist von Schwester R. und ihrer Mitschwester folgendes berichtet worden:

Beide Schwestern erklärten, dass sie den ausdrücklichen beruflichen Wunsch gehabt hätten, mit Kindern zu arbeiten und daher eine Ausbildung in der Kinderkrankenpflege aufgenommen hätten. Ihnen sei inzwischen sehr bewusst, dass der Aufenthalt im Borntal für viele Kinder sehr schwierig und belastend gewesen sein müsse.

Besonders problematisch sei zunächst bereits die Tatsache der Trennung der sehr kleinen Kinder von ihren Eltern gewesen. Derartiges würde aus guten Gründen heute niemals mehr so stattfinden. Auf Grund der Vielzahl der Kinder, ihres teilweise noch sehr jungen Alters und ihres vielfach sehr angegriffenen Gesundheitszustandes habe man auf medizinisch absolut korrektes Vorgehen, Ordnung, Gehorsam und Disziplin bei den Kindern setzen müssen. Das sei sicherlich für viele Kinder mehr als nur gewöhnungsbedürftig gewesen. Insbesondere aus der Rückschau der inzwischen vergangenen Jahrzehnte erscheinen den beiden Schwestern die damals angewandten Methoden und Verhaltensweisen vielfach nicht kindgerecht. Das Vorgehen

habe jedoch grundsätzlich den damals geltenden allgemeinen Vorstellungen und dem Erziehungsverständnis entsprochen. Man habe sein Bestes versucht, sei aber auch natürlich an Grenzen der eigenen Belastbarkeit und Grenzen der Belastbarkeit der übrigen Mitarbeitenden gestoßen.

Soweit es Fehlverhalten gegeben habe, sei dies nahezu immer auf eine Überforderungssituation zurückzuführen gewesen. Man habe darauf mit Versetzungen in andere Arbeitsbereiche (bei den Diakonissen) und Entlassungen (bei den übrigen Mitarbeitern) reagiert. Etwaige Verletzungen oder gar körperliche und seelische Misshandlungen der Kinder täten ihnen wirklich leid. Beide Schwestern haben erklärt, dass sie das damalige Leid der Kinder ganz nachdrücklich bedauern würden. Sie seien persönlich stets bemüht gewesen, es für die Kinder so leicht und so schön wie möglich zu gestalten. Sr. R. hat zudem erklärt, dass der Vorstand des Diakonissen-Mutterhauses für alles wissentliche, aber auch für alles unwissentliche Fehlverhalten aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Zeit des Betriebs der Kinderklinik von 1952 - 1992 ausdrücklich um Verzeihung bitte. Daher sei es für die Leitung des Mutterhauses eine selbstverständliche Verpflichtung, den Betroffenen bei der Aufklärung und Aufarbeitung der damaligen Ereignissen behilflich zu sein.

Ein in der Einrichtung im Borntal stattgefundener sexueller Missbrauch von Kindern sei für sie überhaupt nicht erklärlich. Für sie habe es damals keinerlei Anhaltspunkte dafür gegeben. Es bedrücke sie außerordentlich, dass sie den Betroffenen damals nicht haben zur Seite stehen können.

**IV.** Die wenigen **im Diakonissenmutterhaus noch vorhandenen Unterlagen** (vor allem Akten-Ordner und Jahrbücher) sind von der Unterzeichnerin im Wesentlichen nur cursorisch gesichtet worden. Es wurden weder Patienten- noch Personalakten (mit Ausnahme von Unterlagen über die jeweiligen Chefarzte) vorgefunden. Vor diesem Hintergrund hat die Unterzeichnerin aus den vorgefundenen Unterlagen nur wenige Ergebnisse für die von den Betroffenen aufgeworfenen Fragen gewinnen können. Soweit sich teilweise Antworten auf

die Fragen im Einzelfall ergeben haben, sind diese dort aufgeführt. Der Umstand, dass insgesamt nur recht wenige Unterlagen in Bad Harzburg vorgefunden wurden, ist angesichts der vollständigen Schließung der Einrichtung im Jahr 1992 und des seit damals vergangenen Zeitablaufs von mehr als 30 Jahren ohne Weiteres nachvollziehbar.

**V. Eine weitere mögliche Quelle war die Nutzung von örtlichen, regionalen und kirchlichen Archiven.**

**a)** Dazu habe die Unterzeichnerin sich mit dem ehrenamtlichen Leiter des **Stadtarchivs Bad Sachsa**, Herrn Boehm, in Verbindung gesetzt. Dieser ist an der Geschichte der Verschickungskinder und der Geschichte der Einrichtung am Borntal nach eigenem Bekunden sehr interessiert. Er hat aber auch darauf hingewiesen, dass in seinem Archiv nur sehr wenig Unterlagen über die Einrichtung im Borntal zu finden seien. Er erhalte die bei ihm archivierten Unterlagen nur „bei Gelegenheit“ und leider nicht regelmäßig oder planvoll. Auch seien diese nicht digitalisiert, sondern über Karteikarten geordnet. Die Frage der Verschickungskinder sei für ihn außerordentlich präsent. Das habe seinen Grund insbesondere darin, dass es in Bad Sachsa eine Vielzahl von entsprechenden Heimen gegeben habe (s. dazu auch [www.heimatmuseum-bad-sachsa.de](http://www.heimatmuseum-bad-sachsa.de)). Mehr als die Hälfte der bei ihm eingehenden Anfragen seien Anfragen der Verschickungskinder. In aller Regel gehe es dabei zunächst darum, überhaupt herauszufinden, in welcher Einrichtung der Fragende gewesen sei. Da sei oft mehr als schwierig. „Irgendwie hätten die Einrichtungen alle am Waldesrand gelegen“. Mit Zeitungen aus der damaligen Zeit könne er mir nicht helfen. Die örtliche Zeitung sei nur für die Zeiten vor 1958 und nach 1998 vorhanden. Auch in seinem sog. Privatarchiv gebe es keine weiteren Unterlagen über die Einrichtung am Borntal. Aus seiner Sicht sei es damals in einigen privat geführten Kinderheimen deutlich schlimmer gewesen als im Borntal. Zumindest von den vielen bei ihm regelmäßig auflaufenden Betroffenen werde dies so berichtet.

**b)** Neben dem Stadtarchiv in Bad Sachsa hat die Unterzeichnerin sich mit

dem **Stadtarchiv in Herzberg** in Verbindung gesetzt und dieses auch aufgesucht. Hintergrund ist folgender : Für das Jahr 1973 liegen die Schilderungen von 2 Betroffenen vor, nach denen diese in der Einrichtung mehrfach und systematisch von den dortigen Ärzten vergewaltigt worden seien. Der namentlich bekannte Chefarzt zu diesem Zeitpunkt, Herr Dr. Karg, soll ausdrücklich nicht beteiligt gewesen sein, anders als ein damals tätiger Oberarzt. Um an etwaige Ärztenamen und Ereignisse zu diesem Zeitraum zu kommen, entstand die Idee, die örtliche Tageszeitung für einen längeren Zeitraum (1972 – 1974) auf etwaige Berichte über die Klinik, z.B. Wechsel bei den Arztstellen pp. durchzusehen. Im Stadtarchiv Bad Sachsa sind die Ausgaben der Bad Sachsaer Nachrichten nur bis 1952 und dann die Folgezeitung, der Harzkurier, erst ab 1999 vorhanden. In der Redaktion des Harzkuriers sind die Zeitungen nicht mehr vorhanden. Der Hinweis der Redaktion auf das Stadtarchiv in Herzberg erwies sich bei einem Besuch vor Ort als ertragreich. Zwar war der Harzkurier für den in Rede stehenden Zeitraum vollständig vorhanden. Die Einsicht ergab jedoch, dass zum damaligen Zeitpunkt die Bad Sachsaer Nachrichten noch nicht angeschlossen waren. Das war erst ab 1979, also deutlich nach 1973 der Fall.

**c)** Entsprechende Nachforschungen bei den örtlich ebenfalls in Betracht kommenden **Stadtarchiven in Osterode und Bad Lauterberg** haben ebenfalls keine Ergebnisse gezeitigt. Das gleiche gilt für das **Niedersächsische Landesarchiv** in Hannover. Soweit in den **landeskirchlichen Archiven** in Wolfenbüttel und Hannover überhaupt Unterlagen bezogen auf die Kinderklinik im Borntal vorhanden waren, ergab sich aus diesen keine Erkenntnis für die von den Betroffenen aufgeworfenen Fragestellungen.

**VI.** Darüber hinaus hat die Unterzeichnerin mit der **Deutschen Rentenversicherung** Kontakt aufgenommen. Von dort wurde ein Forschungsprojekt zur Geschichte der Kinderkuren und Kindererholungsmaßnahmen in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1945 und 1989 ausgeschrieben. Der Zuschlag dazu wurde im Herbst 2022 an den **Lehrstuhl für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom Institut für Geschichtswissenschaften**

**der Humboldt-Universität Berlin** erteilt worden (siehe auch <https://www.geschichte.hu-berlin.de/de/bereiche-und-lehrstuehle/sozial-wirtschaftsgeschichte/forschungsprojekte/kindererholungskuren-1945-1989-brd>)

Der Caritasverband, das Deutsche Rote Kreuz und die Diakonie Deutschland sind dem Projekt auf der Seite der Auftragsgeber beigetreten. Nach den Angaben von Mitgliedern des Forschungstermins sei es mit diesen zusätzlichen Mitteln möglich gewesen, die Forschungsarbeiten auf eine breitere Basis (z.B. mehr Interviews mit Betroffenen) zu stellen sowie und auch inhaltlich weiter zu vertiefen. Die Einrichtung des Seehospizes in Norderney war Gegenstand der dortigen weitergehenden Forschungen (siehe Abschlussbericht dort Seite 494 ff.). Die Forschungsarbeit ist inzwischen abgeschlossen und kann auf der oben verlinkten Seite eingesehen werden.

sowie das direkt neben der Tourist-Information liegende Heimatmuseum Bad Sachsa besucht.

**VII.** Am 26. Mai 2023 traf sich eine Gruppe von ca. 15 Betroffenen in Begleitung der Unterzeichnerin in Bad Sachsa und besichtigte das **Gelände der vormaligen Kinderklinik im Borntal**. Dabei ergab sich die Möglichkeit, die noch vorhandenen Bauten der Einrichtung aus der Nähe zu betrachten. Durch die freundliche Vermittlung des Leiters des Stadtarchivs sowie des örtlichen Heimatmuseums, Herrn Boehm, konnte eines der Häuser, welches weder wesentlich verändert noch ausgebaut worden ist, von der Gruppe betreten und im Einzelnen genau besichtigt werden. Die Besichtigung der gesamten Räumlichkeiten sowie der Umgebung war für die meisten Betroffenen außerordentlich bewegend. Anschließend konnte zudem ein dicht hinter der Einrichtung gelegener Teich besichtigt werden, an den sich einige der Betroffenen im Zusammenhang mit Spaziergängen erinnerten. Den Zugang zu diesem Teich wurde dankenswerter Weise von Herr Krautz vermittelt. Letzterer ist ebenfalls im Heimuseum tätig und verfügt durch seine früher in der Einrichtung tätige, inzwischen verstorbene Mutter über enge Kontakt zur Einrichtung im Borntal. Anschließend wurden von der Gruppe noch die im Haus der Tourist-Information untergebrachte Ausstellung zu den „Kindern des 20. Juli“, welche 1944/45 ebenfalls in der Einrichtung im Borntal untergebracht waren,

| <b>VIII. Fragenkatalog nebst Antworten und Erkenntnissen</b>   |   |  |
|--|---|--|
| <p>- die Fragen stammen sämtlich von den verschiedenen Betroffenen -<br/> - der Begriff „Unterzeichnerin“ ist wegen der besseren Lesbarkeit teilweise durch die Ichform ersetzt worden -</p> |   |  |
| <b>Fragen von wem und zu wann (Jahr)</b>   | <b>Welche Frage</b><br>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen  | <b>Ergebnisse nach den bisher befragten bzw. eingesehenen Quellen</b>  |
| <b>1978</b> , damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)   | A01 –<br>Ich habe bei einem schmerzhaften Allergietest eine Bedienstete gebissen, da sie mich festgehalten hat. Ich habe als Kind häufiger gebissen, teilweise hat das bleibende Narben verursacht. War das hier der Fall? Wurde das aufgenommen? Wie wurde auf solche „Ungezogenheiten“ reagiert, wie sahen Strafen aus? | <p>A01 –<br/> <b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben dazu erklärt, dass die medizinischen Tests, wenn irgend möglich, stets spielerisch durchgeführt worden seien. Wenn es wehgetan habe, seien die Kinder selbstverständlich getröstet worden. Strafen für „Fehlreaktionen“ habe es nicht gegeben. In der Ausbildung sei gelehrt worden, ohne Strafen zu reagieren. An den geschilderten Einzelfall bestehe keine Erinnerung. Solche oder ähnliche Reaktionen (Treten, Schlagen) auf unvermeidbar schmerzhaft Untersuchungen seien teilweise erwartet worden. Sie seien aber niemals als „Ungezogenheiten“ angesehen worden. Es sei vielmehr versucht worden, durch einen kindgerechten Umgang mit dem Kind (z.B. Ablenkung), das Auftreten solcher Reaktionen möglichst zu vermeiden.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat mir erzählt, dass sie sich nicht an explizite Strafen erinnern könne; jedoch an Meckern und Schläge, wenn man nicht das machte, was man sollte.</p> <p>Die <b>Betroffenen B. (1957/1958)</b> hat berichtet, dass es keine Schläge gegeben habe. Aber auf Fehlverhalten sei allerdings mit heftigen Worten und mit Meckern reagiert worden.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat sich sehr wohl an Strafen für nicht genehmes Verhalten erinnert. Dabei habe es allerdings keine körperlichen Züchtigungen, sondern viel mehr einen „subtilen Liebesentzug“ in Form von Nichtbeachtung und Nichtberücksichtigung gegeben.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat berichtet, dass es zu ihrer Zeit durchaus Strafen gegeben habe. Keine Schläge, aber z.B. das Streichen des täglichen Spaziergangs. Es habe vermutlich noch weitere Strafen gegeben. Sie erinnere das aber nicht mehr im Einzelnen.</p> |

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A01 –<br/>Ich habe bei einem schmerzhaften Allergietest eine Bedienstete gebissen, da sie mich festgehalten hat. Ich habe als Kind häufiger gebissen, teilweise hat das bleibende Narben verursacht. War das hier der Fall? Wurde das aufgenommen? Wie wurde auf solche „Ungezogenheiten“ reagiert, wie sahen Strafen aus?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir erzählt, dass es keine ausdrücklichen Strafen gegeben habe. Wenn Kinder und Jugendliche sich nicht korrekt oder angemessen verhalten hätten, dann habe man das ihnen gegenüber angesprochen oder sie verbal zurechtgewiesen. Schläge gegenüber Kindern oder deren Ein- oder Aussperren habe sie während ihrer Arbeit im Borntal nicht erlebt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir gegenüber erklärt, dass es gegenüber den sehr kranken Kindern natürlich keine Schläge oder wirkliche Strafen gegeben habe.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat berichtet, dass es keine konkreten Strafen und schon gar keine Schläge gegeben habe. Das können sie natürlich nur für sich und die Dinge, die sie gesehen habe, verbindlich sagen. Sie könne nicht ausschließen, dass einzelne Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter in Überforderungssituationen handgreiflich geworden seien. Derartiges sei ihr aber nicht zu Ohren gekommen. Wenn es mit den teilweise auch schon pubertären Jungen zu Schwierigkeiten gekommen sei, habe man das in Gesprächen geklärt. So habe sie sicherlich geschimpft und man sei auch mal laut geworden. Die Mitarbeiterin C. hat weiter berichtet, dass ein durchaus straffes Regiment erforderlich gewesen sei, da sie sonst untergegangen sei. Sie habe die Sache aber spätestens abends mit dem jeweiligen Jungen beim Zubettgehen noch einmal besprochen und die Dinge geklärt. Wenn geboten habe sie sich auch entschuldigt. Man habe sich wieder in den Arm nehmen bzw. bei den Größeren wieder die Hand geben können.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir von zahlreichen Beschimpfungen und Schikanen berichtet. Sie habe unter diesen als Heimkind besonders zu leiden gehabt. Ihre anfängliche Zimmernachbarin, die aus sehr guten Hause gekommen sei, sei völlig anders und deutlich freundlicher als sie behandelt worden. Sie sei sehr wohl bestraft worden und sei vor allem von Sr. Elisabeth auch geschlagen worden. Als besonders böse habe sie auch empfunden, dass man sie, die als Heimkind nur einmal von einer Erzieherin besucht worden sei, mit einem angeblichen Besuch ihres Bruders in den „April geschickt“ habe. Den „Irrtum“ habe man erst am Ende des Tages aufgelöst. Man habe sie somit den ganzen Tag sehnsüchtig auf ihren Bruder warten lassen.</p> |
|--|--|--|

**1978**, damals  
4-jährige Betroffene J.  
(S. 7 und S. 127)

- noch A01 –  
Ich habe bei einem schmerzhaften  
Allergietest eine Bedienstete gebissen,  
da sie mich festgehalten hat. Ich habe als  
Kind häufiger gebissen, teilweise hat das  
bleibende Narben verursacht. War das  
hier der Fall? Wurde das aufgenommen?  
Wie wurde auf solche „Ungezogenheiten“  
reagiert, wie sahen Strafen aus?

Die **Betroffenen G. (1973)** berichtet von einer sehr bedrückenden Atmosphäre im Haus. Man sei beschimpft, geschlagen und wie der letzte Dreck behandelt worden. Es habe Kopfnüsse gegeben und man sei verbal massiv niedergemacht worden. Letztlich könne sie aber nicht viele Einzelheiten von der dortigen Zeit nicht berichtet. Der ihr gegenüber verübte sexuelle Missbrauch habe bereits am Abend des ersten Tage begonnen und habe die ganze Zeit angedauert. Sie sei sich sicher, dass zumindest die Oberschwester des Hauses über den Missbrauch Bescheid gewusst habe. Über diese hinaus habe sie nicht wirklich viele Erinnerungen an ihren Aufenthalt im Borntal. Soweit sie welche habe, seien diese allerdings alle deutlich negativ.

Der **Betroffene H. (1974 – 1986)** hat mir erzählt, dass es während seiner vielen Aufenthalte im Haus 2 keine Strafen oder Beschimpfungen gegeben habe. Man habe halt über die Dinge gesprochen, die nicht gepasst hätten.

Laut der **Betroffenen I. (1975)** habe es während ihres Aufenthalts im Haus 4 mehrfach Schläge und Schreien gegeben. Es wäre für sie eine völlig neue, unbekannte Situation gewesen, die sie nur schwer ausgehalten habe.

Die **Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)** hat keine derartige Situationen erinnert.

Auch die **Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)** hat sich für ihre Zeit im Haus 3 an keine Strafen oder Schläge erinnert. Mit medizinischen Angelegenheiten sei sie als Erzieherin nicht befasst gewesen.

Der **Mitarbeiter E. (1977 – 1980)** hat zu medizinischen Angelegenheiten ebenfalls nichts sagen können, da auch er als Praktikant im Haus 2 damit nicht befasst worden sei. An Strafen könne er sich weder für seine Zeit als Verschickungskind (1973) noch als Praktikant erinnern.

Der **Mitarbeiter I. (1980 – 1990)** hat berichtet, dass nach seiner Erinnerung die Allergietestungen eigentlich nicht schmerzhaft gewesen seien. Deutlich schwieriger habe es sich gelegentlich bei den erforderlichen Blutabnahmen gestaltet. Hier habe der Widerstand der Kinder teilweise durch Festhalten überwunden werden müssen. Dies sei jedoch stets sowenig belastend wie möglich durchgeführt worden und zumindest in seinem Beisein - niemals mit nachfolgenden Strafen verbunden gewesen.

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A01 –<br/>Ich habe bei einem schmerzhaften Allergietest eine Bedienstete gebissen, da sie mich festgehalten hat. Ich habe als Kind häufiger gebissen, teilweise hat das bleibende Narben verursacht. War das hier der Fall? Wurde das aufgenommen? Wie wurde auf solche „Ungezogenheiten“ reagiert, wie sahen Strafen aus?</p> | <p>In meinem Gespräch mit dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> habe ich erfahren, dass bei unerwünschtem Verhalten geschimpft und gemeckert worden sei. Man sei auch ins Bett geschickt oder in den Waschraum verbannt worden. Letzteres sei schon deswegen sehr unangenehm gewesen, als man die Geräusche und Gerüche aus der darin auch befindlichen Toilette zwangsläufig mitbekommen habe. An Schläge erinnere er sich allerdings nicht.</p> <p>Die <b>Betroffenen L. (1982) (Betroffene)</b> erinnert sich daran, bei unerwünschtem Verhalten ausgeschimpft worden zu sein; zudem an leichte Schläge mit der flachen Hand an den Hinterkopf.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat erklärt, sich an keinerlei Strafen oder Beschimpfungen der Kinder zu erinnern. Vielmehr sei auf diese jeweils geduldig und zugewandt eingegangen worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985)</b> hat mir berichtet, dass es weder für die Zeit als Patientin noch für die Zeit als Erzieherin (1988) Strafen oder gar Schläge gegeben habe. Sie erinnere durchaus eine klare Ansage an die Kinder, aber dennoch sei man liebevoll mit den diesen umgegangen. Zusammenfassend könne man dazu sagen „hart aber herzlich“.</p> |
|  | <p>A02 –<br/>Laut Erinnerung meiner Schwester wurden wir in unterschiedlichen Zimmern untergebracht. Warum ?</p>   | <p>A02 –<br/>Nach den Erinnerungen von <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> hat der Grund für die unterschiedliche Unterbringung im unterschiedlichen Alter der Kinder gelegen. Das Alter und zum Teil das Geschlecht der Kinder sei das Auswahlkriterium für das Haus gewesen, in dem die Kinder und Jugendlichen betreut worden seien.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir berichtet, dass die Kinder nach Geschlecht und Altersgruppen auf die verschiedenen Häuser aufgeteilt gewesen seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat dazu erklärt, dass sie schwer an Tuberkulose erkrankte kleine Kinder im Haus 6 betreut habe. Das Haus 6 sei nicht wirklich ein Krankenhaus gewesen, da die Kinder oben in den Zimmern geschlafen und unten einen Essensraum und ein Spielzimmer gehabt hätten.</p>   |

|  |   |   |
|--|---|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A02 –<br/>Laut Erinnerung meiner Schwester wurden wir in unterschiedlichen Zimmern untergebracht. Warum ?</p> | <p>Auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir berichtet, dass die Kinder und Jugendlichen nach Alter und Geschlecht getrennt auf die Häuser verteilt gewesen seien.</p> <p>Nach den übereinstimmenden Angaben des <b>Mitarbeiters E. (1977 – 1980)</b> und des <b>Mitarbeiters I. (1980 – 1990)</b> sind im Haus 1 die Schulkinder bis zum Alter von ca. 10 Jahren beiderlei Geschlechts aufgenommen worden. Die älteren Jungen (10 - 18 Jahre) seien im Haus 2 und die in etwa gleichalten Mädchen im Haus 3 betreut worden. Das Haus 4 habe die Säuglinge sowie die Klein- und Kindergartenkinder versorgt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat die vorgenannten Belegungen der unterschiedlichen Häuser bestätigt und berichtet, dass in den letzten 4 - 5 Jahren der Krankenhausbereich im Haus 6 geschlossen worden sei. In diesem Haus seien nachfolgend Kinder gemeinsam mit ihren Müttern aufgenommen worden. Die genauen Zeiten dazu erinnere sie jedoch nicht.</p> |
|  | <p>A03 –<br/>Gab es Verhaltensvorschriften/ -empfehlungen an das Personal?</p>  | <p>A03 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> hat es keine generellen Verhaltensvorschriften für die Mitarbeiter gegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat berichtet, dass sie keine expliziten Vorschriften mitgeteilt bekommen habe.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> und auch für die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>. Letztere hat betont, dass es während ihrer sehr langen Zeit im Borntal kein Leitbild o.ä. gegeben habe.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat mir berichtet, dass ihm keine Vorschriften bekannt gewesen seien. Man habe nach seiner Erinnerung versucht, möglichst viel für die Kinder zu machen.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat es nach ihrer Erinnerung keine allgemeinen Vorschriften oder ein Leitbild gegeben. Die Dinge seien jeweils die beiden Diakonissen in ihrem Haus bestimmt worden.</p>  |

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A03 –<br/>Gab es Verhaltensvorschriften/-empfehlungen an das Personal?</p>   | <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat mir von ganz ähnlichen Erinnerungen erzählt. Bestimmend seien im Haus 3 Sr. G. und Sr. U. gewesen. Nach deren Vorstellungen habe gearbeitet werden müssen. Wie es in anderen Häusern gewesen sei, könne sie nicht sagen, da die Häuser sehr isoliert gewesen seien. Sie habe zu Kollegen aus den anderen Häusern keinen Kontakt gehabt.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat ebenfalls berichtet, dass keine Leitlinien vorhanden gewesen seien. Man habe sich am christlichen Leitbild orientiert und versucht, auftretende Konflikte mit Gesprächen zu lösen. In diesem Zusammenhang erinnere er sich gern an die längst verstorbene Schwester K., der es trotz ihres bereits damals hohen Alters gut gelungen sei, Kontakt auch zu den oft schwierigen Jugendlichen herzustellen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat sich ebenfalls an keine konkreten Vorschriften oder gar ein Leitbild erinnern können. Man habe jedoch gemerkt, dass die Einrichtung von den Diakonissen entsprechend ihrer christlichen Werte geleitet worden sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat mir über ein - aus ihrer Sicht erfreulich - freies und selbstständiges Arbeiten berichtet. Ein Leitbild habe es nach ihrer Kenntnis nicht gegeben.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin K. (1988)</b> habe es keine generellen Vorschriften zum Verhalten und zum Umgang mit den Kindern gegeben. Bestimmend seien die jeweiligen Diakonissen gewesen, die das jeweilige Haus geleitet hätten. Bei ihr seien das Sr. G. und danach Sr. U. gewesen. So hätten diese z.B. vorgegeben, dass die Kinder die Mitarbeitenden mit Sie anzusprechen hatten.</p> |
|  | <p>A04 –<br/>Wie war der Umgang mit den Kindern, waren Strafen, Herabwürdigung, Bloßstellung selbstverständlicher Bestandteil?</p> | <p>A04 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass der Umgang so verständnis- und liebevoll wie möglich sein sollte. Allerdings sei eine deutlich „härtere“ Ansprache der Kinder durchaus üblich und aus damaliger Sicht vermutlich auch erforderlich gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat von einem wirklich strengen und lieblosem Umgang berichtet. Man habe beim Essen nicht sprechen dürfen und solange am Tisch sitzen</p>  |

|  |   |   |
|--|---|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A04 –<br/>Wie war der Umgang mit den Kindern, waren Strafen, Herabwürdigung, Bloßstellung selbstverständlicher Bestandteil?</p> | <p>bleiben müssen, bis alles aufgegessen gewesen sei. Ihr einziger Halt sei ein Teddy von ihrer Großtante gewesen. Die größeren Kinder hätten ihn ihr öfter weggenommen oder er sei teilweise auch nur verloren gegangen. Zu ihrem großen Kummer sei der Teddy jedenfalls ständig weg gewesen. Zwar sei dieser letztlich immer wieder aufgetaucht. Keiner habe ihr jedoch beim Suchen geholfen oder gar die großen Kinder angewiesen, den Teddy nicht wegzunehmen. Sie habe sich auf Grund ihres Alters nicht wehren können, und man habe ihr auch nicht geholfen. Allerdings sei es später in der Schule auch nicht anders gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffenen B. (1957/1958)</b> hat ebenfalls von einem lieblosen Umgang erzählt. Sie habe viel Heimweh gehabt und habe deswegen auch viel geweint. Man sei aber nicht getröstet oder in den Arm genommen worden. Als sie einmal – ein für sie nicht akzeptables - Essen in der Toilette habe verschwinden lassen, sei sie geradezu an den Pranger gestellt worden. Man habe im Speisesaal an 3 großen Tischen gemeinsam gegessen. Nach der Aufdeckung habe man sie in die Mitte an einen Einzeltisch gesetzt. Alle hätten sehen können, was, wie viel und ob sie überhaupt gegessen habe. Darüber hinaus habe man sie zur Kontrolle noch zusätzlich in ein Gitterbett gesteckt. Sie habe für sich gedacht, dass es so im Gefängnis sein müsse. Sie habe sich furchtbar gefühlt. Keiner habe mit ihr gesprochen. Gott sei Dank sei diese Situation von einer Ärztin entdeckt worden. Diese habe sie allein am Tisch sitzen sehen und nach den Gründen dafür gefragt. Ihr habe sie sich dann anvertrauen können. Danach habe sie sofort wieder mit den anderen am Tisch sitzen und wie die anderen Kinder auch wieder in einem normalen Bett schlafen können.</p> <p>Auch die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat berichtet, dass der Umgang nicht liebevoll und von „schwarzer Pädagogik“ geprägt gewesen sei. Man habe nichts gut oder richtig machen können. Die Betroffene D. hat die Diakonissen schon grundsätzlich als unfreundlich erinnert. Allerdings seien diese auch recht unterschiedlich gewesen. Am schlimmsten sei ihr die Oberschwester J. in ihrer Erinnerung geblieben, während hingegen Sr. F. durchaus freundlich und in Ordnung gewesen sei.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat von wenig liebevollem Verhalten erzählt. Bei Kümernissen und Heimweh o.ä. hätten eher die anderen Kinder getröstet als die dortigen Mitarbeiterinnen. Darüber hinaus seien die Mitarbeiterinnen bzw. Schwestern nicht dazwischen gegangen, wenn Kinder sich untereinander geschlagen hätten.</p> |
|--|---|---|

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A04 –<br/>Wie war der Umgang mit den Kindern, waren Strafen, Herabwürdigung, Bloßstellung selbstverständlicher Bestandteil?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat erklärt, dass der Umgang eher neutral und sachlich gewesen sei. Das habe aber auch dem damaligen Zeitgeist entsprochen. An Strafen und oder Herabwürdigungen erinnere sie sich nicht.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir berichtet, dass es bei den sehr kranken Kindern Strafen o.ä. nicht gegeben habe. Man habe die Kinder allerdings grundsätzlich nicht in den Arm genommen. Es seien so viele (30) Kinder im Haus gewesen. Darüber hinaus sei man ständig auf die Ansteckungsgefahr durch die an Tuberkulose erkrankten Kinder hingewiesen worden. Ihr sei dieser neutrale Umgang aber mehr als schwer gefallen und von ihr keineswegs immer eingehalten worden. Sie habe die Kinder immer so süß gefunden und diese so geliebt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat ausgesprochen temperament- und auch liebevoll über die von ihr im Haus 2 betreuten Jungen gesprochen. Man habe zwar auch mal ein hartes Wort sprechen müssen. Letztlich habe man sich aber immer wieder zusammengerauft. Pointiert zusammengefasst: hart aber sehr herzlich. Strafen, Herabwürdigungen oder gar Bloßstellungen habe es von ihrer Seite und in dem von ihr geleiteten Haus 2 – zumindest in ihrem Beisein – nicht gegeben. Sie habe versucht, die anderen Mitarbeitenden des von ihr geleiteten Hauses in diesem Sinne zu prägen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b> hat berichtet, dass es zwar keine Schläge oder Strafen gegeben habe. Man sei aber auch nicht besonders freundlich und zugewandt mit den Kindern umgegangen. Die Kinder seien nicht verwöhnt worden, sondern eher herzlos behandelt worden. Das habe sogar gegenüber den Babys gegolten. So habe eine Diakonisse sie am „in den Armnehmen“ eines weinenden Babys mit den Worten gehindert, diese würden hier nicht verwöhnt.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat von erheblichen Beschimpfungen und verbalen Attacken ihr gegenüber erzählt. Das habe seinen Grund zum einen darin gehabt, dass sie als Heimkind als asozial und minderwertig angesehen worden sei. Zum anderen habe sie sich auch nichts gefallen lassen und sich gegen Ungerechtigkeiten zur Wehr gesetzt. Sie sei für ihr unangepasstes Verhalten stets bestraft worden. So erinnere sie sich daran, dass sie mit bloßen Füßen längere Zeit im Schnee habe stehen müssen. Als sie einmal weggelaufen sei, habe man sie in die Dusche gesteckt und dort mit einem besonders dicken Schlauch</p> |
|--|---|--|

**1978**, damals  
4-jährige Betroffene J.  
(S. 7 und S. 127)

- noch A04 –  
Wie war der Umgang mit den Kindern,  
waren Strafen, Herabwürdigung,  
Bloßstellung selbstverständlicher  
Bestandteil?

mit kaltem Wasser abgespritzt. Sie habe sich dann auch nicht gleich abtrocknen dürfen. Vielmehr habe man sie dort erst einmal in der Kälte nass sitzen lassen.

Laut der **Betroffenen G. (1973)** waren Beschimpfungen, Drohungen und Verunglimpfungen an der Tagesordnung. Es habe ein absolut striktes Regime geherrscht. Während der Malzeiten habe man nicht sprechen dürfen und auch sonst sei alles ruhig, ernst und reglementiert gewesen. Nach ihrem Eindruck habe jeder versucht, den Aufenthalt dort irgendwie zu überleben.

Der **Betroffene H. (1974 – 1986)** hat mir von normalem Verhalten gegen über den Jungen im Haus 2 berichtet. Niemand sei schikaniert, bloßgestellt oder bestraft worden. Dennoch sei es auch für ihn - schon wegen seiner schweren Erkrankung - insgesamt eine sehr harte Zeit gewesen.

Die **Betroffene I. (1975)** hat mir erzählt, dass einerseits das Anschreien und Schlagen der Kinder an der Tagesordnung gewesen sei. Besonders schwierig sei es gewesen, dass man auch dann Schläge bekommen habe, wenn man nur geweint habe. Andererseits habe es aber auch sehr freundliche und zugewandte Personen gegeben, wie z.B. Sr. U., an die sie nur gute Erinnerungen habe.

Laut der **Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)** hat es im Haus 4 keine Strafe und/oder Herabwürdigung der kleinen Kinder gegeben.

Die **Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)** hat mir von einem eher neutralen Umgang mit den Mädchen in Haus 3 berichtet. Man sei nicht liebevoll mit den Jugendlichen umgegangen, aber durchaus fürsorglich. Sie erinnere sich nicht daran, dass Kinder in den Arm oder auf den Schoß genommen worden seien. Das habe vermutlich wohl auch mit dem schon höheren Alter der Mädchen (12 bis 17 Jahre) zu tun.

Die **Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)** hat den Umgang mit den Kindern und Jugendlichen als liebevoll, geduldig und wertschätzend erlebt. Strafen oder gar Schläge habe es nicht gegeben.

**1978**, damals  
4-jährige Betroffene J.  
(S. 7 und S. 127)

- noch A04 –  
Wie war der Umgang mit den Kindern,  
waren Strafen, Herabwürdigung,  
Bloßstellung selbstverständlicher  
Bestandteil?

Laut der **Betroffenen K. (1980)** habe es zwar keine körperlichen Strafen gegeben. Dennoch sei man – zumindest als zu dickes Kind – sehr unfreundlich und wenig wertschätzend behandelt worden. Es sei gleich zu Beginn darauf hingewiesen worden, dass man für seinen Aufenthalt dort selbst verantwortlich sei, weil man vorher zu viel gegessen habe. Die Diakonissen und anderen Schwestern hätten sehr deutlich gemacht, was zu tun sei und man habe sich dem gefügt. Es habe ein sehr rauher Ton geherrscht, und die wenigsten Mitarbeitenden seien freundlich und zugewandt gewesen. Er erinnere sich nur an eine sehr freundliche Küchenhilfe und an die freundliche Nachtschwester, die immer vorgelesen habe.

Der **Mitarbeiter I. (1980 – 1990)** hat erzählt, im Haus 2 weder Schläge von Kindern selbst erlebt noch davon gehört zu haben.

Die **Betroffene L. (1982)** hat mir von wenig zugewandtem Verhalten der Mitarbeitenden berichtet. Man sei sehr auf die Ergebnisse des täglichen Wiegens fixiert gewesen. Sobald sich keine Abnehmerfolge gezeitigt hätten, habe man reichliche Schimpfe und unfreundliche Bemerkungen hinnehmen müssen. Man sei für sein Übergewicht stets selbst verantwortlich gemacht worden. Man sei nach den Angaben der Schwestern dort eben willensschwach gewesen und habe aus diesem Grund so viel gegessen.

Die **Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)** hat mir gegenüber von einem aufmerksamen und zugewandten Verhalten gegenüber den Kindern und Jugendlichen berichtet. Zwar möge es vielleicht auch etwas distanziert gewesen sein. Allerdings habe sie auch vor Augen, dass insbesondere die kleineren Kinder bei Kümernissen und Schmerzen auf den Schoß genommen und liebevoll getröstet worden seien.

Diese Einschätzung hat mir die **Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)** für das Haus 3 bestätigt. Auch diese hat berichtet, dass Kinder bei Heimweh in den Arm genommen und getröstet worden seien. Das hätten im übrigen auch die Mitpatientinnen gemacht.

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>A05 –<br/>Wie genau wurde mit Kindern umgegangen, die Angst, Heimweh oder andere Emotionen zeigten?</p> | <p>A05 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben berichtet, dass die Kinder getröstet und auch in den Arm genommen worden seien. Sei dies nicht erfolgreich gewesen, habe man versucht, mit den Eltern Kontakt aufzunehmen.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat mir erzählt, dass das fürchterliche Heimweh der Kinder nicht zur Kenntnis genommen worden sei. Es habe keinen Körperkontakt, nichts Tröstendes gegeben. Sie hätten alle nur Angst gehabt. Ihre Eltern hätten von ihr allerdings regelmäßig Briefe bekommen, dass es ihr gut gehe. Besuche seien nicht erlaubt worden. Die Pakete der Eltern seien geöffnet worden. Die dort etwaig darin enthaltenen Süßigkeiten seien nur am Sonntag und dann auch an alle Kinder verteilt worden.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir ebenfalls berichtet, dass ihr teilweise sehr schlimmes Heimweh nicht beachtet worden sei. Niemand habe sie in den Arm genommen. Allerdings habe sie ihren Eltern auch nicht von ihrem Heimweh schreiben oder bei den wenigen Besuchen berichten mögen. Sie habe ihre Eltern in keinem Fall beunruhigen wollen.</p> <p>Auch die <b>Betroffenen C. (1958)</b> hat von wenig liebevollem Verhalten berichtet. Bei Kümernissen und Heimweh o.ä. seien es mehr die anderen Kinder gewesen, die getröstet hätten. Sie erinnere sich aber auch an eine nette Oberschwester. Diese habe mit ihnen Faxen gemacht und damit am Abend die „bösen Geister“ vertrieben.</p> <p>Die bei ihrem Aufenthalt im Jahr 1958 erst 8-jährige <b>Betroffene D. (1958)</b> hat erklärt, dass man eigentlich keine Emotionen gezeigt habe, da darauf gar nicht oder nicht angemessen reagiert worden sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 -1961)</b> hat mir berichtet, dass man mit Emotionen nur nüchtern und sachlich umgegangen sei. Natürlich habe man auf die weinenden Kinder reagiert. Man habe aber eher mit ihnen gesprochen, als sie z.B. liebevoll in den Arm zu nehmen.</p> |
|--|--|---|

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A05 –<br/>Wie genau wurde mit Kindern umgegangen, die Angst, Heimweh oder andere Emotionen zeigten?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir vergleichbares erzählt. Da ein Körperkontakt wegen der Ansteckungsgefahr eher unerwünscht gewesen sei, habe sie es mit tröstenden Worten versucht. Die Kinder seien ja teilweise monatelang im Haus geblieben und hätten dabei ihre Eltern vergessen und/oder sich vermutlich irgendwie auch an die Trennung von diesen gewöhnt. Nach ihrem Eindruck habe es durchaus viele Kinder aus problematischen familiären Verhältnissen gegeben. Viele Eltern hätten sich von sich aus gar nicht gemeldet. Letztlich sei aber der Elternkontakt auch nicht gern gesehen gewesen. Durch die lange Zeit der Trennung hätten die Eltern beim Abholen teilweise Schwierigkeiten im Umgang mit den Kindern gehabt, bzw. diese erst gar nicht wiedererkannt. Sie habe immer versucht, für eine gute Stimmung zu sorgen. So habe sie mit den Kindern sehr viel gesungen, was eigentlich alle Kinder sehr gemocht hätten.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat berichtet, dass angesichts des Alters der Jungen im Haus 2 aus ihrer Sicht Heimweh nicht das zentrale Problem gewesen sei. In den Jahren zuvor, in denen sie bei den kleineren Kindern gearbeitet habe, seien die Kinder selbstverständlich in den Arm genommen und getröstet worden. Man habe versucht, die Kinder mit vielen gemeinsamen Spielen aus dem Kummer herauszuholen. Anrufe bei den Eltern seien oft nicht das Mittel der Wahl gewesen, weil es danach oft noch viel schlimmer gewesen sei. Bei den Jungen sei es natürlich auch mal vorgekommen, dass jemand nicht hätte bleiben wollen. Sie habe es aber immer erreicht, dass die Jungen für die erste Nacht erst einmal dableiben. Am nächsten Tag habe es schon wieder anders ausgesehen. Letztlich habe sie mit den Jungen immer ein Bündnis zum Bleiben schließen können. Die Jungen hätten sich bei ihr und in ihrem Haus immer aufgehoben gewünscht.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b> haben sich die Kinder und Jugendlichen trotz der von ihr als nicht wirklich liebevoll angesehenen Betreuung grundsätzlich wohl gefühlt. Aus ihrer Sicht hätten diese einen durchaus zufriedenen Eindruck gemacht.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir von einem fürchterlichem Regime der Hausleitung, Sr. E., berichtet. Diese habe viel geschimpft und auch geschlagen. Das gelte auch für Sr. M.. Sie erinnere sich auch an eine Frau M. auf der Station, die sie mit grauen Locken und als bössartig und brutal in Erinnerung habe. Freundlich und zugewandt sei nach ihrer Erinnerung nur Sr. O. gewesen.</p> |
|--|---|--|

|  |   |   |
|--|---|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A05 –<br/>Wie genau wurde mit Kindern umgegangen, die Angst, Heimweh oder andere Emotionen zeigten?</p> | <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat sich nach seinen Erinnerungen – vor allem von Sr. U. - immer sehr angenommen und getröstet gefühlt. Aber er sei wohl auch ihr besonderer Liebling gewesen. Allerdings erinnere er nicht, dass auf vor Heimweh weinende oder traurige Kinder und Jugendliche nicht eingegangen worden sei.</p> <p>Für die <b>Betroffene I. (1975)</b> sei insbesondere die Ankunftssituation ganz besonders schwierig gewesen. Die überwiegend noch sehr kleinen Kinder hätten unter der Trennung von den Eltern und unter der völlig unbekanntem Situation gelitten. Auch wenn es durchaus nette Schwestern in Haus 4 gegeben habe, seien diese bei ihrer Ankunft offenbar nicht im Dienst gewesen. Sie erinnere sich an ein abendliches gemeinsames Duschen, bei dem die weinenden Kinder noch durch Schläge und Schreierei traktiert worden seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir erzählt, dass das jeweilige Ankommen der großen Gruppe mit ca. 20 kleinen Kindern im Haus 4 alle 6 Wochen sehr bedrückend und auch anstrengend gewesen sei. Die kleinen Kinder seien wegen der vielfach sehr langen Reise völlig erschöpft und wegen der Trennung von ihren Eltern traurig und verzweifelt gewesen. Natürlich habe man versucht zu trösten. Aber um alle in den Arm zu nehmen, seien es einfach zu viele gewesen. Man habe sie mit Essen versorgt und schnell ins Bett gebracht. Diese ersten Abende seien in der Tat nicht schön gewesen. Das Heimweh habe im Laufe der üblicherweise 6 Wochen zwar etwas abgenommen. Aber letztlich sei während der ganzen Zeit nur wenig wirklich unbeschwerte Fröhlichkeit der Kinder zu sehen gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und <b>I. (1980 – 1990)</b> haben übereinstimmend davon berichtet, dass das heftige Heimweh der Kinder ein ganz zentrales Problem gewesen sei. Daher habe man versucht, die Kinder mit möglichst vielen Aktivitäten „abzulenken“. In den ersten zwei Wochen habe es eine Kontaktsperre zu den Eltern gegeben, um den Kindern das Einleben zu ermöglichen. Danach hätte die Kinder besucht werden können, was allerdings nur teilweise geschehen sei. Die Eltern und Kinder hätten auch telefonieren können. Davon sei jedoch ebenfalls nicht in großem Umfang Gebrauch gemacht worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat erzählt, dass Heimweh im Haus 3 schon wegen des Alters der Mädchen nicht das zentrale Problem gewesen sei. Zwar wäre es dort wenig</p> |
|--|---|---|

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A05 –<br/>Wie genau wurde mit Kindern umgegangen, die Angst, Heimweh oder andere Emotionen zeigten?</p> | <p>fröhlich zugegangen. Das habe aus ihrer Sicht aber im Wesentlichen damit zu tun gehabt, dass etwas mehr als die Hälfte der Kinder habe hungern müssen und die anderen Mädchen ernsthaft lungenkrank gewesen seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat mir berichtet, dass die Kinder ihr als Lehrerin gegenüber kein großes Heimweh gezeigt hätten, obwohl es dazu durchaus Zeit und Gelegenheit gegeben hätte.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> hat erzählt, dass er extrem unter seinem Heimweh gelitten habe. Es sei für ihn seine erste Trennung von zuhause gewesen. Tröstungen habe man im Wesentlichen von seinen Zimmergenossen, der bereits erwähnten Küchenhilfe und durch das Vorlesen der Nachtschwester erfahren.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat von großem Heimweh und vielen, vielen Tränen berichtet, um die sich keiner gekümmert habe. Vielmehr sei sie darauf hingewiesen worden, dass sie ihren Aufenthalt durch das viele Essen selbst verschuldet habe. Die Trennung von ihrem Eltern sei ihr außerordentlich schwer gefallen. Sie habe während der drei Monate keinen Besuch und auch kein Telefonat erhalten. Am Anfang seien alle Kontakte verboten gewesen. Da ihre Eltern sie nur auf dem Gelände hätten sehen dürfen, hätten sie sich auch nicht auf den weiten Weg von Soest nach Bad Sachsa gemacht. Wenn sie während des Schulunterrichts habe weinen müssen, sei sie nicht getröstet worden. Vielmehr habe man sie aus dem Klassenraum herausgeschickt, um die anderen Kinder nicht zu stören.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> möge der Umgang vielleicht manchmal etwas distanziert gewesen sein. Allerdings habe sie auch vor Augen, dass die kleineren Kinder bei Kümmernissen und Schmerzen auf den Schoß genommen und liebevoll getröstet worden seien.</p> <p>Das wird von <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> bestätigt. Auch diese hat mir für Haus 3 berichtet, dass Kinder bei Heimweh u.a. in den Arm genommen und getröstet worden seien. Das hätten auch die Mitpatienten gemacht.</p> |
|--|---|--|

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>A 06 – Wurden Kinder zur Strafe eingesperrt, isoliert, geschlagen?</p> | <p>A06 – Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> hat derartiges zumindest in ihrer Gegenwart nicht stattgefunden. Es habe aber natürlich auch Fehlverhalten von einzelnen Mitarbeitenden und auch Diakonissen gegeben. Grund dafür sei vermutlich überwiegend deren Überforderung gewesen. Die an Fehlverhalten beteiligten Mitarbeitenden seien entlassen bzw. die Diakonissen seien dann aus der Einrichtung abgezogen worden. Diese Vorgehensweise sei ihr – so Sr. R. - aus dem Seehospiz in Norderney bekannt. Es spreche aus ihrer Sicht viel dafür, dass derartige Situationen in Bad Sachsa ebenso gehandhabt wurden.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat sich nicht an explizite Strafen erinnern können, jedoch an Meckern und Schläge, wenn man nicht das machte, was man sollte.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir ähnliches berichtet. Schläge habe sie nie gesehen. Aber man habe geschimpft, es habe heftige Worte gegeben und man sei richtig böse geworden. Es habe auch ein Isolierzimmer gegeben, das eigentlich nur für gesundheitliche Problemfälle vorgesehen, gelegentlich aber zur Strafe eingesetzt worden sei. Sie habe sich letztlich eingefügt. Man habe ja nie gewusst, wie lange der Aufenthalt noch dauern würde.</p> <p><b>Betroffenen C. (1958)</b> erinnert sich an große Ängste, die sie bei etwaigen Fehlverhalten gehabt habe. So hätten sie und die Mitbewohner ihres Zimmers mal mit Buntstiften eine Trennwand vollgemalt. Vor einer Entdeckung und der darauf folgenden Strafe hätten sie alle große Angst gehabt. Was tatsächlich geschehen sei, wisse sie allerdings nicht mehr.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat sich nicht daran erinnert, dass Kinder geschlagen worden seien. Sie seien jedoch ausgeschimpft und nicht im Ansatz wertschätzend behandelt worden. Sie habe dort das Gefühl entwickelt, nicht gut genug und nicht folgsam genug gewesen zu sein sowie nicht ausreichend gegessen und damit nicht zugenommen zu haben.</p> <p>An Strafen und oder Schläge haben sich weder die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin B. (1960 - 1965)</b>, noch der <b>Mitarbeiter E. (1977 - 1980)</b> oder die <b>Mitarbeiterin G. (1978 - 1980)</b> erinnert.</p> |
|--|---|--|

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A 06 – Wurden Kinder zur Strafe eingesperrt, isoliert, geschlagen?</p> | <p>Auch der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir davon erzählt, dass er keine Miss-handlungen o.ä. erlebt habe.</p> <p>Bezüglich der <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> siehe die Antworten zu A1 und A4.</p> <p>Für die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> siehe die Antwort zu A 4.</p> <p>Die <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b>, die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b>, die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> und die <b>Mitarbeiterin K. (1979, 1985 und 1988)</b> haben sich nicht an Schläge erinnern können.</p> <p>Anders ist das hingegen bei der <b>Betroffenen F. (1973)</b> gewesen, die mir von Schlägen, Schikanierungen und Beschimpfungen insbesondere durch Sr. E. berichtet hat. Sie sei zur Strafe zwar nicht eingesperrt worden. Sie sei aber anderweitig durch zusätzliche Aufgaben oder langes Abspritzen mit kaltem Wasser bestraft worden. Einmal habe sie einem zu dünnen Mädchen beim Aufessen deren Essens geholfen. Als das entdeckt worden sei, habe sie Reste aller Kinder aufessen müssen, bis sie sich schließlich übergeben habe.</p> <p>Auch die <b>Betroffenen G. (1973)</b> hat mir von Schikanen und Strafen berichtet. Das habe dazu geführt, dass im Haus ein Klima der Angst geherrscht habe. Irgendwie hätten alle versucht, „nur zu überleben“. Auch sie sei zusammen mit ihrer Schwester völlig angepasst und gehorsam gewesen, um bloß nicht anzuecken und irgendwann wieder nach Hause zu den Eltern zu dürfen.</p> <p>Die <b>Betroffene I. (1975)</b> hat erzählt, dass die sehr kleinen Kinder während ihres Aufenthalts im Haus 4 mehrfach geschlagen und angeschrien worden seien.</p> <p>Laut dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> sei man zur Strafe u.a. in den Waschraum verbannt worden. Das sei schon deswegen sehr unangenehm gewesen, weil man die Geräusche und Gerüche aus der ebenfalls im Waschraum befindlichen Toilette zwangsläufig mitbekommen habe.</p> |
|--|--|---|

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>A07 – Wurden Kinder körperlich bedrängt?</p> | <p>A07 – siehe zunächst auch A06 -</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat davon erzählt, dass ihre Hände nachts festgebunden worden seien, damit sie nicht an ihren Nägeln bzw. der Nagelhaut habe reißen können. Sie erinnert auch, dass insgesamt viel zu wenig zu trinken gegeben worden sei, vermutlich auch um nächtliche Gänge zur Toilette zu vermeiden.</p> <p>Die <b>Betroffenen B. (1957/1958)</b> hat in diesem Zusammenhang von zwei Dingen berichtet. Zum einen von der Situation, in der sie gleich am Anfang ihres Aufenthalts einen Schlauch habe schlucken müssen. Morgens seien drei Erwachsene an ihr Bett gekommen, ein Mann und zwei Frauen. Man habe sie festgehalten, und sie sei gezwungen worden, den Schlauch zu schlucken. Sie habe keine Erklärung für diese Maßnahme erhalten und ganz furchtbare Angst gehabt. Zum anderen sei die tägliche Gabe von Lebertran ganz besonders schrecklich gewesen. Man habe den Kopf in den Nacken legen und den Mund öffnen müssen. Dann sei der Lebertran direkt aus der Flasche in den Mund gegossen worden. Bei einigen – so auch bei ihr – sei der Lebertran – oft auch nur teilweise – gleich wieder rausgekommen.</p> <p>Auch die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat sich an das Festbinden der Hände zum Schutz der Nägel und der Nagelhaut erinnern können. Oft habe allerdings eine nette Schwester nachts die Hände wieder losgebunden.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat sich daran erinnert, dass man nicht jederzeit zur Toilette habe gehen dürfen. Dies sei nur zu bestimmten Zeiten auf Aufforderung möglich gewesen. Für den Toilettengang habe man in einer Reihe anstehen müssen und in Ermangelung von Toilettentüren „sein Geschäft“ im Beisein aller erledigen müssen.</p> <p>Die <b>Betroffene G. (1973)</b> hat mir von sehr ähnlichen Dingen berichtet. Auch sie hat unter den zeitlich regulierten Toilettengängen gelitten und mir von dem Fehlen jeglicher Intimsphäre und dem Notieren der „Ergebnisse“ erzählt.</p> |
|--|---|--|

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A07 –<br/>Wurden Kinder körperlich bedrängt?</p>  | <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir in diesem Zusammenhang über das abendliche Duschen berichtet. Das sei wie Fließbandarbeit gewesen: Die Kinder hätten sich in einer Reihe aufstellen müssen und seien nacheinander drangekommen. Dabei hätte eine Mitarbeiterin die Kinder gewaschen, die nächste die Kinder abgetrocknet, die wieder nächste die Zähne geputzt und dann eine weitere ggf. die Windeln und den Schlafanzug angezogen.</p> <p>Die <b>Betroffene J. (1978)</b> erinnert sich an einen Prick-Test (Allergietest mit Haut-einstichen) am Rücken. Dafür habe sie auf dem Boden vor einer auf einem Stuhl sitzenden Diakonisse knien müssen; ihre Arme seien auf dem Schoß der Diakonisse abgelegt gewesen. Die Einstiche hätten ihr wehgetan und sie habe weggewollt. Die Diakonisse habe sie festgehalten, woraufhin sie diese in den Arm gebissen habe. Zwar könne sie sich an Folgen dafür nicht erinnern. Angesichts der Berichte der übrigen Verschickungskinder könne sie sich aber nicht vorstellen, dass ihr Verhalten wirklich straflos geblieben sei.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mir erzählt, dass ihm während seines Aufenthalts mehrfach eine Flüssigkeit unter die Haut gespritzt worden sei. Das habe sehr geschmerzt. Man habe ihm dazu keine Erklärung gegeben. Somit habe er das Ganze als Strafe und nicht als medizinische Behandlung verstanden.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir davon berichtet, dass sie während ihres Aufenthalts zweimal zu Nacht schlafender Zeit geweckt worden sei und man ihr Magensaft mittels eines Schlauchs entnommen habe. Vor dieser Behandlung graue es ihr noch heute. Den Schlauch habe ihr kein Arzt, sondern eine Diakonisse eingeführt. Sie habe dabei Schmerzen und große Angst gehabt.</p> |
|  | <p>A08 –<br/>Wurden Kinder sediert oder ruhig gestellt? Welche Medikamente wurden genau verschrieben?</p> | <p>A08 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> habe es derartiges ausschließlich auf ärztliche Anordnung gegeben. Ein solches Vorgehen sei überwiegend bei Kindern angeordnet worden, die wegen Neurodermitis unter Juckreiz gelitten hätten. Aber auch bei Verspannungen und sehr starkem Heimweh seien den Kindern entsprechende Medikamente verabreicht worden. Den Kinder sollte es so ermöglicht werden, zur Ruhe zu kommen.</p>   |

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A08 –<br/>Wurden Kinder sediert oder ruhig gestellt? Welche Medikamente wurden genau verschrieben?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir erzählt, dass die kranken Kinder natürlich Medikamente bekommen hätten. Welche Medikamente es im Einzelnen gewesen seien und welche Wirkungen diese gehabt hätten, könne sie als Kinderpflegerin nicht sagen. Sie sei damals in medizinische Dinge nicht involviert worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat davon berichtet, dass die kleinen Kinder teilweise festgebunden worden seien, damit sie die gewünschten Ruhephasen einhielten.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat sich an keine Verwendung von sedierender Medikation in dem von ihr geleiteten Haus 2 erinnern können.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir berichtet, dass ihr im Zusammenhang mit dem sexuellen Missbrauch mehrfach Spritzen verabreicht worden sei und sie sich vermutlich deshalb an Details nicht mehr erinnern könne.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat sich als damaliger Praktikant, der mit medizinischen Fragen nichts zu tun hatte, nicht in der Lage gesehen, dazu Angaben zu machen.</p> <p>Vergleichbares gilt für die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b>.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir erzählt, dass er auf Grund seiner nachfolgenden Tätigkeit gute Kenntnisse über Neuroleptika habe. Solche Medikamente seien im Haus 2 in seinem Beisein nicht zum Einsatz gekommen.</p> |
|  | <p>A09 –<br/>Wurden Medikamententests durchgeführt?</p>  | <p>A09 –<br/>Nach den Erkenntnissen von <b>Sr. R.</b> hat es keine Medikamententests gegeben.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b>, die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, den <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> und die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b>.</p>  |

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>A10 –<br/>Zu welcher Behandlung (medizinisch, aber auch erzieherisch) waren Angestellte berechtigt? Welche Behandlung gab es von wem?</p> | <p>A10 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir dazu erklärt, dass die Diakonissen und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nur im Kontext ihrer jeweiligen Ausbildung bzw. Qualifikation eingesetzt worden seien.<br/>Es habe allerdings auch Fachpersonal gegeben, welches nicht zu den Diakonissen gehört habe. Die Aufgabenbereiche der einzelnen Mitarbeiter seien genau zugeteilt gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat nach ihren Berichten als Kinderpflegerin keine medizinischen Behandlungen vorgenommen.</p> <p>Die Berechtigung zur Behandlung bzw. zur Erziehung der Kinder hat nach den Angaben der <b>Mitarbeiterin C. (1968 - 1991)</b> in Korrelation zur Ausbildung des jeweiligen Mitarbeiters gestanden.</p> <p><b>Mitarbeiter E. (1977 - 1980)</b> hat berichtet, als Praktikant zu keinen medizinischen Behandlungen berechtigt gewesen zu sein. Aus seiner Sicht sei er eher als oberster Spielkamerad der Jungen in Haus 2 eingesetzt worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 - 1980)</b> hat mir davon erzählt, dass im Haus 3 alle medizinischen Angelegenheiten den Diakonissen vorbehalten gewesen seien. Auch nur diese hätten an den ärztlichen Visiten teilnehmen dürfen. Ihre eigene Tätigkeit habe sich überwiegend auf das Beaufsichtigen der Kinder beim Spazierengehen und/oder Spielen, das Abwaschen, Bettenmachen und gelegentliche Nachtwachen beschränkt.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 - 1990)</b> hat für das Haus 2 ähnliches erinnert. Die Blutabnahmen seien den Ärzten vorbehalten gewesen; ebenso wie die Gabe von Spritzen. Bei den Visiten sei jeweils nur die Stationsleitung, damals Sr. U., anwesend gewesen. Die übrigen Behandlungen und Maßnahmen seien jeweils von den ausgebildeten Pflegekräften vorgenommen worden. Feste Zuordnungen habe es im Team nach seiner Erinnerung insoweit nicht gegeben.</p> |
|--|--|---|

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>A11 – Welche Behandlung war Angestellten nicht erlaubt und sollte unter Umständen delegiert werden?</p> | <p>A11- siehe A 10</p>  |
|  | <p>A12 – Wurden Toilettengänge überwacht?</p>  | <p>A12 – <b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir dazu berichtet, dass derartiges nur bei ganz kleinen Kindern geschehen sei. Diese seien teilweise auch noch gewickelt und/oder noch aufs Töpfchen gesetzt worden.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat von einer normalen Toilettensituation berichtet. Es habe auch normale Toilettenkabinen geben müssen. Ansonsten hätte der ihr noch gut im Gedächtnis gebliebene Versuch, ihr Essen in der Toilette verschwinden zu lassen, gar keinen Sinn gemacht. Allerdings seien sie insoweit kontrolliert worden, als die Ergebnisse ihres Toilettengangs nachgefragt und protokolliert worden seien. Zudem sei ständig das Gewicht kontrolliert worden. Sie erinnere sich zudem noch an sehr unangenehme Kontrollen zu einem etwaigen Wurmbefall. Dazu habe man einen Tesa-Streifen um das Poloch geklebt.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat sich an keine Kontrolle der Toilettengänge erinnern können.</p> <p>Auch die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat sich an keine Besonderheiten im Zusammenhang mit der Toilettensituation erinnern können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir über eine ganz normale Toilettenanlage im Haus 3 berichtet. Sie habe jedoch für wenige Tage im Haus für die Jüngsten (Haus 4) aushelfen müssen. Dort sei es so gewesen, dass die Kinder alle mehr oder minder gleichzeitig aufs Töpfchen gesetzt worden seien. Da die Kinder mit den Töpfchen auf dem Boden rumgerutscht seien, seien sie zu dieser Gelegenheit an ihrem jeweiligen Bettgestell festgebunden worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 - 1965)</b> hat mir diese Schilderung über die mit Windeln festgebundenen Kleinkinder auf ihren Töpfchen bestätigt. Man habe es bei der Vielzahl</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127))</p> | <p>- noch A12 –<br/>Wurden Toilettengänge überwacht?</p> | <p>der Kinder anders gar nicht schaffen können. Sie und ihre Kolleginnen hätten zudem noch Fieber messen und die Analabstriche mittels Tesa-Streifen durchführen müssen.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> habe es für das Haus 2 eine völlig normale Toilettensituation gegeben. Sie erinnere insoweit keine besonderen Kontrollen.</p> <p>Zum Toilettengang im Haus 1 hat die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b> zwar keine Kontrollen erinnert. Allerdings seien die Kinder insoweit reglementiert worden, als sie nur zu bestimmten, allgemein festgelegten Zeiten zur Toilette gehen durften. Auch zu trinken habe es nur zu festgelegten Zeiten gegeben. Sie hat zudem noch erinnert, dass die Kinder, die besonderen Durst gehabt hätten, sich Wasser aus den Toilettenbecken hätten holen müssen.</p> <p>Durch die offenen Toiletten und die Anwesenheit von Mitarbeitern sei – so die Erinnerung der <b>Betroffenen F. (1973)</b> - im Haus 1 der Toilettengang genau kontrolliert worden. Zudem habe man die Toiletten auch nur zu bestimmten Zeiten benutzen dürfen.</p> <p>Die <b>Betroffene G. (1973)</b> hat mir von ähnlichen Dingen berichtet. Die Toiletten seien offen gewesen und man habe das „Ergebnis“ des Toilettengangs kontrolliert. Auch sie berichtet, dass es feste Toilettenzeiten gegeben habe.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat sich für das Haus 2 an eine ganz normale Toilettensituation erinnert.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir für das Haus 4 von einer sehr intensiven Toilettenkontrolle erzählt. Insbesondere habe man den Stuhlgang der Kinder kontrollieren und protokollieren müssen. Die Kontrolle auf etwaige Würmer sei für sie besonders unangenehm gewesen. Dazu habe man den Kindern quasi einen Tesa-Streifen in den After einführen müssen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat für das Haus 2 eine völlig normale Toilettensituation in Erinnerung. Man habe auch bei den Bettnässern kein Palaver gemacht, sondern einfach kommentarlos die Wäsche gewechselt und nicht weiter darüber gesprochen. Die betroffenen Jungen sollten möglichst wenig unter Druck gesetzt werden und das Ganze möglichst wenig „öffentlich“ gemacht werden.</p> |
|---|--|---|

|  |   |   |
|--|---|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A12 –<br/>Wurden Toilettengänge überwacht?</p>                        | <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat darauf hingewiesen, dass im Haus 2 teilweise auch geistig behinderte Kinder betreut worden seien. Diese hätten z.B. an den Toilettengang erinnert werden müssen. Im Haus 2 habe es zudem auch noch Bettnässer gegeben. Diese seien aber nicht bestraft worden. Vielmehr habe man mit sog. Klingelbetten (die auftretende Feuchtigkeit führe zu einem akustischen Signal) versucht, den Jungen bei der Lösung dieses Problems zu helfen. Diese Methode habe sich in beachtlich vielen Fällen als Erfolg erwiesen, sodass die Jungen nachfolgend in normalen Betten hätten schlafen können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat erinnert, dass es grundsätzlich im Haus 3 ausschließlich zu den Mahlzeiten etwas zu trinken gegeben habe. Sie habe jedoch nicht vor Augen, dass ein durstiges Kind auf Wunsch nicht etwas Wasser zu trinken bekommen habe.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mir von einer allgemein üblichen Toilettensituation mit normal geschlossenen Kabinen und ohne Kontrolle berichtet.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat sich daran erinnert, dass der Toilettengang kontrolliert worden sei. Sie habe zur Förderung der Verdauung morgens eiskaltes Wasser bzw. eiskalte Buttermilch trinken müssen. An Tagen, an denen sie nicht habe abführen können, habe sie Abführmittel erhalten. Auch zuhause habe sie diese dann weiter genommen, da sie auf keinen Fall wieder dick werden und erneut ins Heim gehen wollte. Sie habe sich so an die Abführmittel gewöhnt, dass sie sie noch heute nehme.</p> |
|  | <p>A13 –<br/>Wurde während den Toilettengängen die Privatsphäre missachtet?</p> | <p>A13 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> hat es normale Toilettenanlagen gegeben; bei den kleineren Kindern mit halbhohen Schamwänden. Bei den Schulkindern habe es richtige Türen gegeben, die allerdings im Notfall von außen mit einem Vierkantschlüssel hätten geöffnet werden können.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat für das Haus 4 berichtet, dass die Toilettensituation eher für alle einsichtig gewesen sei. Es habe nach ihrer Erinnerung ohnehin nur 1 – 2 Toiletten gegeben.</p>  |

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A13 –<br/>Wurde während den Toilettengängen die Privatsphäre missachtet?</p>   | <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b>, die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b> und auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> haben die Toilettensituation als völlig normal geschildert.</p> <p>Dem stehen die übereinstimmenden Schilderungen der <b>Betroffenen F. (1973)</b> und der <b>Betroffenen G. (1973)</b> über offene Toilettenkabinen und Ergebniskontrollen im Haus 1 entgegen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir für das Haus 4 von einer ganz normalen Toilettensituation berichtet. Anders als im Kindergarten habe es nicht nur halbohohe Türen gegeben, sondern völlig normale Toilettenkabinen mit hohen Wänden und Türen.</p> <p>Laut dem <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> seien die Toilettenanlagen im Haus 2 völlig normal, mit geschlossenen Toilettenkabinen ausgestattet gewesen. Obwohl es sich um ein Haus nur mit Jungen gehandelt habe, habe es keine Pissoirs gegeben.</p> <p>Die <b>Betroffene J. (1978)</b> hält es für möglich, dass ihre Träume von Toilettenräumen mit mehreren frei stehenden Toiletten und Toilettenkabinen ohne Türen ihren Ursprung in der Zeit der Verschickung haben könnten. Auch ihre Angst vor der Dunkelheit könne ihre Ursache dort haben.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> hat diese Angaben bestätigt.</p> |
|  | <p>A14 –<br/>Wie sah ein normaler Tag aus, wie war er strukturiert?<br/>A15 –<br/>Was wurde mit den Kindern unternommen, gab es Vorschriften oder Regeln oder Standards, welche Unternehmungen mit wem gemacht wurden? Was für medizinische Therapien gab es, wie oft? Was für einen Schulunterricht gab es?</p> | <p>A14 +A15 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben davon erzählt, dass die Tage ganz überwiegend durch die Mahlzeiten, die medizinischen Therapien sowie den Schulunterricht gegliedert gewesen seien. Es habe für jedes Haus eigene Spielbereiche (innen und außen) gegeben, die mit altersadäquatem Spielzeug ausgestattet gewesen seien. Es sei versucht worden, nach Möglichkeit, jeden Tag eine Außenaktivität durchzuführen. Ausdrückliche Regeln, Programme und/oder Standards habe es diesbezüglich nicht gegeben.</p>   |

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A14 –<br/>Wie sah ein normaler Tag aus, wie war er strukturiert?<br/>- noch A15 –<br/>Was wurde mit den Kindern unternommen, gab es Vorschriften oder Regeln oder Standards, welche Unternehmungen mit wem gemacht wurden? Was für medizinische Therapien gab es, wie oft? Was für einen Schulunterricht gab es?</p> | <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat sich an sehr viele Liegekuren erinnern können. Man habe auch während der Liegekuren am Tag nicht sprechen und sich nicht bewegen dürfen. Wegen des vielen Liegens sei nach ihrer Erinnerung kaum gespielt worden. Sie habe sich wie in einem Krankenhaus gefühlt.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat ebenfalls vom vielen Liegen berichtet. Während der ersten 4 Wochen sei sie isoliert gewesen und haben nur liegen dürfen. Auch im Haus 4, in das sie nachfolgend gewechselt sei, habe man viel liegen müssen. Der Tag sei durch die Mahlzeiten strukturiert worden. Nach dem Frühstück habe man draußen auf dem Balkon liegen müssen. Man sei gegen die Kälte immer fest in seinen Schlafsack eingewickelt gewesen. Das Liegen auf dem Balkon habe sich nach dem Mittagessen wiederholt. Sie erinnere, dass man Augentücher zum Schlafen bekommen habe. Nachmittags hätten Spiele, Spaziergänge und selten Schule auf dem Programm gestanden. Es sei immer wichtig gewesen, sich körperlich nicht zu verausgaben.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat mir von sehr wenig Abwechslung erzählt. Sie habe als Kind mit einem unklaren Tuberkulose-Verdacht über Wochen fest im Bett liegen müssen. Auch danach habe es für sie und die anderen Mädchen wenig Beschäftigung gegeben. An Spielen seien nur Kartenspiele und Häkeln erlaubt gewesen. Spaziergänge nach draußen habe es nur sehr selten gegeben. Sie habe fast nur gelesen und sich in eine eigene Traumwelt geflüchtet.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen C. (1958)</b> hat es viele einzuhaltende Ruhephasen gegeben. Das habe wohl auch damit zu tun gehabt, dass wegen der erstrebten Gewichtszunahmen sich möglichst wenig bewegt werden sollte. So habe es auch nur seltene und dann kurze Spaziergänge gegeben. Sie erinnere sich an ein wenig Unterricht und gelegentliche Spiele.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat berichtet, dass sie mit den Kindern und Jugendlichen viel spazieren gegangen sei. Das sei schon zu deren Genesung wichtig gewesen. Die - sämtlich lungenkranken - Kinder hätten jeden Mittag nach dem Essen über 2 Stunden draußen auf der großen Veranda zumindest ruhen, am besten aber schlafen sollen. Außer den Spaziergängen und den Gesellschaftsspielen am Tisch hätte es keine weitere Abwechslung gegeben. Die Jungen hätten wegen ihrer Lungenerkrankung auch nicht toben und sich verausgaben dürfen.</p> |
|--|--|---|

**1978**, damals  
4-jährige Betroffene J.  
(S. 7 und S. 127)

- noch A14 –  
Wie sah ein normaler Tag aus, wie war er  
strukturiert?  
- noch A15 –  
Was wurde mit den Kindern unter-  
nommen, gab es Vorschriften oder  
Regeln oder Standards, welche  
Unternehmungen mit wem gemacht  
wurden? Was für medizinische  
Therapien gab es, wie oft? Was für einen  
Schulunterricht gab es?

Laut der **Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)** hätten die jeweiligen Mahlzeiten und die  
Mittagsruhe den Tagesablauf in Haus 1 strukturiert. Sie sei allerdings nur während der  
Woche, ca. vom Frühstück bis zum Nachmittag, vor Ort gewesen. Da sie lediglich in den  
Ferienzeiten dort gearbeitet habe, habe sie keine Beschulung der Kinder erleben können.  
Sie sei mit den Kindern viel nach draußen zum Spielen gegangen.

Während des Aufenthalts der **Betroffenen F. (1973)** hat es nach ihren Berichten sehr  
viel Schnee gelegen. Daher sei man sehr selten – meist nur an den Wochenenden – nach  
draußen gegangen. Sie habe am Stationsleben bzw. dem regulären Alltag nur teilweise  
teilgenommen. Zeitweilig sei sie wegen angeblicher Lungentuberkulose oder auch wegen  
ihres Verhaltens allein in ihrem Zimmer isoliert worden. Sie erinnere sich an gelegentliche  
Filmabende im Haus. Dabei seien allerdings keine kindgerechten Filme gespielt worden.  
Sie erinnere sich z.B. an die Filme „Es geschah am helllichten Tag“ sowie „Tarantella“.  
Nach dem Abspielen solcher Filme hätten eigentlich alle Kinder große Angst gehabt.

Die **Betroffene G. (1973)** hat mir erzählt, dass man sich fast nur im Haus aufgehalten  
habe. Spaziergänge hätten nach ihrer Erinnerung nur am Sonntag stattgefunden. Im Haus  
habe es allenfalls ruhiges Spielen, niemals lautes Toben gegeben. Es sei eine klare Ansage  
gemacht worden, wann es erlaubt war zu sprechen. Auch sie erinnere sich an Filmabende.  
Sie hat nach ihrer Erinnerung z.B. Tarzan gesehen, was sie als 6-Jährige überfordert  
habe. Sie erinnere sich in diesem Zusammenhang auch, dass man in dem Raum der  
Filmvorführung habe bleiben müssen. Eine Schwester habe zur Kontrolle vor der Tür  
gesessen, oder der Raum sei abgeschlossen gewesen.

Nach den Schilderungen des **Betroffenen H. (1974 – 1986)** sei der Tag mit vielen  
Aktivitäten und Behandlungen gefüllt gewesen. Insbesondere nachmittags habe es  
vielfach Schwimmen und Turnen im zentralen Gebäude gegeben. Es sei auch viel für  
Bewegung draußen (Wandern, Langlauf, Fußball pp.) unternommen worden. Er habe  
zwar ebenfalls teilnehmen können. Er habe aber sehr darauf achten müssen, sich nicht zu  
überanstrengen. Er sehe sich durchaus neben dem Sportplatz auf einer Bank sitzen und  
mit einem Mitpatienten „atmen“.

Die **Betroffene I. (1975)** hat mir berichtet, dass es ein festes Tagesprogramm gegeben  
habe. Da es während ihres Aufenthalts Sommer gewesen sei, habe sie viel draußen

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A14 –<br/>Wie sah ein normaler Tag aus, wie war er strukturiert?<br/>- noch A15 –<br/>Was wurde mit den Kindern unternommen, gab es Vorschriften oder Regeln oder Standards, welche Unternehmungen mit wem gemacht wurden? Was für medizinische Therapien gab es, wie oft? Was für einen Schulunterricht gab es?</p> | <p>gespielt. Draußen habe es für das Haus Rasen und einen eigenen Spielplatz – so wie in einem Kindergarten – gegeben. Man habe sich immer etwas anderes aussuchen können. Da die Tage im Wesentlichen gleich abgelaufen seien, habe sie irgendwann gar kein Zeitgefühl mehr gehabt. Das Ende des Aufenthalts sei für sie sehr überraschend gekommen. Ärztliche Behandlungen erinnere sie eigentlich nicht. Ein Arzt sei selten mal da gewesen. An seinen Namen habe sie keine Erinnerungen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir für das Haus 4 von einem sehr gleichförmigen Tagesablauf erzählt. Dieser sei durch die Mahlzeiten und die Mittagsruhe gegliedert gewesen. In den Zwischenzeiten habe man entweder draußen Spaziergänge gemacht oder mit den Kindern im Haus gespielt. Es habe dann noch Therapien, Krankengymnastik und Inhalationen gegeben.</p> <p>Auch der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat davon berichtet, dass nach dem Mittagessen eine Mittagsruhe eingehalten wurde. Die Kinder hätten zwar nicht unbedingt schlafen, aber zumindest sich ruhig beschäftigen müssen. Er erinnert sich auch sehr genau an das Schlittenfahren im Winter, schon weil er dabei einmal von einem Jungen verletzt worden sei.</p> <p>Laut <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> habe es im Haus 3 einen recht eintönigen Tagesablauf gegeben, der im Wesentlichen durch die Mahlzeiten und die Ruhezeit nach dem Mittag strukturiert worden sei. Außerhalb dieser Zeiten habe man bei gutem bzw. nicht regnerischem Wetter draußen Spaziergänge gemacht. Ansonsten habe man im Haus gespielt; überwiegend Gesellschaftsspiele.</p> <p>Eine der damaligen Lehrerinnen, die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, hat mir von dem jeweils vormittags durchgeführten regelmäßigen Schulunterricht der schulpflichtigen Kinder erzählt. Außerhalb des Unterrichts sei viel mit den Kindern unternommen worden. Man sei viel mit ihnen an die frische Luft gegangen, um z.B. Ball zu spielen. Es habe in den Häusern jeweils einen umfangreichen Vorrat an altersgerechten Spielen gegeben. Man habe auch kleine Theaterstücke mit den Kindern eingeübt.</p> |
|--|--|---|

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A14 –<br/>Wie sah ein normaler Tag aus, wie war er strukturiert?<br/>- noch A15 –<br/>Was wurde mit den Kindern unternommen, gab es Vorschriften oder Regeln oder Standards, welche Unternehmungen mit wem gemacht wurden? Was für medizinische Therapien gab es, wie oft? Was für einen Schulunterricht gab es?</p> | <p>Ich habe von dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> erfahren, dass der Tag zunächst durch die Mahlzeiten strukturiert gewesen seien. Nach dem Frühstück sei man im Wald spazieren gegangen. Danach habe es den schrecklichen Termin für die Kneipanwendung gegeben (siehe Q 6). Am Nachmittag sei gespielt worden. Die dicken Kinder hätten sich zusätzlich bewegen müssen. Daher sei man zum Schwimmen und Turnen geschickt worden. Außerhalb der Ferienzeiten habe es vormittags einige wenige Schulstunden gegeben. Das habe aber wenig gebracht. Er habe nach seiner Rückkehr sehr viel Nachholen müssen, um den anstehenden Wechsel in die Orientierungsstufe gut zu schaffen. Am Abend habe man – allerdings sehr selten – auch Fernsehprogramm angeschaut. Während der Wochenenden habe sich einiges auch im sog. Spielraum abgespielt. Er erinnere sich noch gut an eine Situation, in der er sehr fasziniert einen älteren Jungen beobachtet habe, der mit einem Technikspielzeug eine Art Raumfähre zusammengebastelt habe.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat darauf hingewiesen, dass man im Haus 2 vor allem in den Ferienzeiten versucht habe, besondere Aktivitäten für die Kinder anzubieten (z.B. längere Wanderungen, Disco, Theaterspiele). Zu den regelmäßigen medizinischen Therapien hätten vor dem Mittagessen die Kneipanwendungen gehört. Die Jungen seien alle mit kaltem Wasser abgespritzt worden. Die Kneipanwendungen hätten ohne Zweifel zum medizinischen Programm und nicht zu etwaigen Strafen gehört. Regelmäßige andere medizinischen Behandlungen könne er nicht erinnern. Jeweils patientenbezogen seien z.B. für die Asthmatiker besondere Atemübungen durchgeführt worden. Auch erinnere er sich an Antibiotika-Infusionen für die an Mukoviszidose erkrankten Kinder und Jugendlichen. Zum regelmäßigen Tagesprogramm hätten zudem Sport und Schwimmen gehört, da es auf dem Gelände ein eigenes Schwimmbad und eine Gymnastikhalle gegeben habe. Zum Inhalt des Schulunterrichts könne er nichts sagen, da dieser von extra vorhandenen Lehrerinnen erteilt worden sei.</p> <p>Nach den Angaben der <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> sei die Krankengymnastik über den ganzen Tag angeboten worden. Sie habe sich die Stelle mit ihrer Kollegin geteilt. Die eine habe vormittags und die andere habe nachmittags gearbeitet. In der Einteilung sei das sehr flexibel gehandhabt worden, was ihr insbesondere wegen der Versorgung ihrer damals noch recht kleinen Kinder sehr zu Gute gekommen sei.</p> |
|--|--|--|

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A14 –<br/>Wie sah ein normaler Tag aus, wie war er strukturiert?<br/>- noch A15 –<br/>Was wurde mit den Kindern unternommen, gab es Vorschriften oder Regeln oder Standards, welche Unternehmungen mit wem gemacht wurden? Was für medizinische Therapien gab es, wie oft? Was für einen Schulunterricht gab es?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat mir für das Haus 3 von festen Strukturen durch die Mahlzeiten und die Mittags- und Abendruhe erzählt. Weiterhin habe sie Atemgymnastik bekommen. Daneben habe es zum einen 2-3 mal wöchentlich für ca. 2 Stunden Schule gegeben. Zum anderen habe man Sport gemacht, immer auch gespielt und sei zudem viel draußen gewesen. Dort habe man auf dem Gelände gespielt oder Spaziergänge gemacht.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir ebenfalls von einem im Wesentlichen durch die kargen Mahlzeiten strukturierten Tagesablauf berichtet. Morgens habe es dann noch die Schule gegeben und nachmittags die langen Spaziergänge zur Förderung von weiterem Abnehmen. Die Spaziergänge seien deswegen eigentlich ganz schön gewesen, da sie bei diesen zumeist von jungen Schwestern begleitet worden seien. In Abwesenheit der Diakonissen seien gerade die jungen Schwestern eigentlich sehr nett zu den Kindern gewesen. Nach dem Abendbrot sei dann die Nachtschwester in Haus gekommen. Insoweit habe sie noch Erinnerungen an Sr. G.. Diese habe mit ihnen gebastelt und schöne Geschichten erzählt. Außerdem habe sie gelegentlich Salzstangen ins Haus geschmuggelt, und man habe von ihr abends jeweils 2 Salzstangen gegen den Hunger bekommen.</p> |
|  | <p>A16 –<br/>Welche Art von Medikamenten wurde verabreicht, in welchen Dosen, in welcher Häufigkeit? Was waren die üblichen Medikamente?</p>   | <p>A16 –<br/>Nach den Berichten von <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> sind die üblichen, von den jeweils behandelnden Ärzten angeordneten Medikamente verabreicht worden. Im Wesentlichen habe es bei den Kindern eine Asthmaproblematik oder Neurodermitis gegeben. Es hätten auch viele Kinder unter Mukoviszidose gelitten. Die Gabe der einzelnen Medikamente sei jeweils in den Patientenakten genau dokumentiert worden.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat sich darüber beklagt, dass die damaligen Spritzen ganz furchtbar dick und daher sehr schmerzhaft gewesen seien. Sie habe heute noch eine Spritzenphobie.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir berichtet, dass sie die ihr gegebenen Tabletten meist nicht genommen bzw. nicht runtergeschluckt und dann anschließend anderweitig entsorgt habe.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir von Cortisongaben bei den Asthmatikern erzählt.</p>   |

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A16 –<br/>Welche Art von Medikamenten wurde verabreicht, in welchen Dosen, in welcher Häufigkeit? Was waren die üblichen Medikamente?</p>   | <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat sich an die regelmäßige Gabe des Medikaments Sinupret erinnern können. Viele Jungen hätten auch 3 x täglich inhalieren müssen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat weder aus Patienten- noch aus Erzieherinnensicht etwas zu den Medikamentennamen einnehmen können. Sie habe eher die Farben und die Größen der damals ausgeteilten Medikamente vor Augen.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> erinnert sich nicht an die Gabe von Medikamenten. Er habe ja „nur“ abnehmen müssen.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir von der regelmäßigen Verabreichung von Abführmitteln berichtet.</p>   |
|  | <p>A17 –<br/>Wie wurde mit Beschwerden von Kindern, Eltern, Angestellten, etc. umgegangen? Gibt es Informationen über Qualität und Quantität der Beschwerden? Sr. R. war damals Vorgesetzte. Was für Beschwerden gab es? Wie häufig waren sie und wie groß war der Anteil an Mitarbeitern, über die sich beschwert wurde? Was waren die Folgen?</p> | <p>A17 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass etwaige Beschwerden von den jeweiligen Stations- und/oder Oberärzten bearbeitet worden seien. Die Ärzte seien allerdings die wesentlichen Ansprechpartner für die Eltern gewesen. Sr. Renate war nach ihren eigenen Angaben in Bad Sachsa nicht als Vorgesetzte, sondern jeweils nur für die wenigen Tage der Zwischenprüfungen als Lehrerin eingesetzt. Vorgesetzte sei sie insoweit nur in Norderney im Seehospiz gewesen. Vor diesem Hintergrund könne sie keine Aussagen zu der Beschwerdesituation in Bad Sachsa machen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir davon berichtet, dass viele der Eltern der an Tbc. erkrankten Kinder sich überhaupt nicht in der Einrichtung gemeldet hätten. Viele Kinder seien auch aus recht problematischen familiären Verhältnissen gekommen, sodass sie sich Beschwerden durch die Eltern eher gar nicht vorstellen könne.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir erzählt, dass etwaige Beschwerden der Eltern für Haus 2 in aller Regel bei ihr gelandet seien. Es habe allerdings auch nur wenige Beschwerden gegeben. Sie habe sich etwaige Beschwerden immer in Ruhe angehört und habe sich auch für etwaig entstandene Fehler entschuldigt. Sie habe sich mit den Eltern immer einigen können.</p> |

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A17 –<br/>Wie wurde mit Beschwerden von Kindern, Eltern, Angestellten, etc. umgegangen? Gibt es Informationen über Qualität und Quantität der Beschwerden?<br/>Sr. R. war damals Vorgesetzte.<br/>Was für Beschwerden gab es? Wie häufig waren sie und wie groß war der Anteil an Mitarbeitern, über die sich beschwert wurde? Was waren die Folgen?</p> | <p>Nach der Erinnerung von <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> seien – die nur sehr seltenen – Beschwerden gegenüber dem Fachpersonal, vor allem gegenüber der Stationschwester erhoben worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat für Haus 3 keine Beschwerden von Eltern oder anderen Personen erinnert.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat dazu erklärt, dass etwaige – allerdings sehr seltene - Beschwerden über sie an die jeweiligen Hausleitungen, somit an die Diakonissen herangetragen worden seien. Die Ärzte hätten damit nichts zu tun gehabt.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat berichtet, dass etwaige Beschwerden in Haus 2 ganz überwiegend von der Stationsleitung und der Oberschwester (der eigentlichen Leiterin der Einrichtung) behandelt worden seien. Nach seiner Erinnerung habe es aber deutlich mehr positive Rückmeldungen als Beschwerden gegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> hat sich für ihre Zeiten im Haus 3 weder als Betroffene noch als Mitarbeiterin an Beschwerden erinnert.</p> |
|  | <p>A18 -<br/>Musste sich an irgendeiner Stelle gerechtfertigt oder erklärt werden?</p>   | <p>A 18 -<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> mussten bei Kritik von außen die Erklärungen bzw. die Rechtfertigungen gegenüber dem jeweiligen Vorgesetzten abgegeben werden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir erzählt, ihre Instruktionen und etwaige Rügen von ihrer Stationsdiakonisse erhalten zu haben. Da sie im Haus selbst – oben unter dem Dach in einem kleinen Zimmer - gewohnt habe, sei es eher ein Zusammenleben gewesen. Sie erinnert dieses als durchaus friedvoll und harmonisch.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat von einer eher unfreundlichen Behandlung der „zivilen“ Mitarbeiterinnen durch die Diakonissen und deren Leitung berichtet. So sei man aus ihrer Sicht sehr schlecht bezahlt worden; nur monatlich 129 DM bei freier Kost und Logis. Freie Kost habe man allerdings nur an tatsächlichen Diensttagen erhalten. So sei sie am Anfang ihrer dortigen Tätigkeit über zwei freie Tage an Weihnachten in der Einrichtung geblieben. Während dieser Tage habe sie tatsächlich nichts zum Essen bekommen.</p>           |

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A18 -<br/>Musste sich an irgendeiner Stelle gerechtfertigt oder erklärt werden?</p> | <p>Da auch alle Geschäfte geschlossen gewesen seien, habe es sich für sie schon mehr als schwierig herausgestellt. Sie erinnere sich noch, dass sie irgendwie an Nüsse herangekommen sei. Wegen ihres Hungers habe sie davon dann viel zu viele gegessen. Ihr sei richtig schlecht geworden, so dass sie eine Einladung zu Freunden am Abend nicht wahrnehmen können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir berichtet, dass sie sich als Hausleitung zunächst gegenüber der Oberschwester oder auch gegenüber der Oberin in Bad Harzburg habe rechtfertigen müssen. Das sei durchaus mehrfach der Fall gewesen. Hintergrund derartiger Gespräche seien allerdings niemals Beschwerden von Eltern gewesen. Vielmehr habe sie bei ihren Entscheidungen und Vorstellungen immer das Wohl der von ihr betreuten Jungen und ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und nicht so sehr das Wohl der Einrichtung bzw. des Diakonissen-Mutterhauses im Auge gehabt. Das habe gelegentlich zu Diskussionen und Disputen geführt. Sie sei aber stets ihren Weg gegangen. Sie habe immer versucht, den Kindern und ihren Mitarbeitern zu helfen.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> seien ihre damalige Stationsdiakonisse, Sr. A., und die Oberschwester S. für die „Erörterung“ etwaiger Fehler zuständig gewesen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat mir erklärt, dass ihm bei Fehlern und Schlendrian durchaus der „Kopf gewaschen“ worden sei. Dafür sei die Stationsschwester zuständig gewesen. Diese habe ihn allerdings nicht angebrüllt oder geschrien, sondern ruhig und bestimmt erklärt, wo es langehe. Er habe in der Zeit seines Praktikums von der Stationschwester K. sehr viel von ihr gelernt und sie persönlich auch sehr schätzen gelernt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat sich an Diskussionen mit der Oberschwester S. und deren Verwaltungsmitarbeiterin, Sr. W. erinnern können. Mit letzterer habe es Ärger wegen ihrer Arbeitszeit gegeben. Das habe letztlich auch zu der von ihr ausgesprochenen Kündigung geführt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat sich überhaupt nicht an eine Beschwerdesituation erinnern können.</p> |
|--|---|--|

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A18 -<br/>Musste sich an irgendeiner Stelle gerechtfertigt oder erklärt werden?</p>                  | <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir erzählt, dass man bei Verfehlungen bei der Oberschwester einbestellt worden sei. Diese habe in der Tat deutliche Worte gefunden. Danach sei die Angelegenheit grundsätzlich aber auch erledigt gewesen.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> seien von ihr die Ärzte am ehesten als ihre Vorgesetzten empfunden worden.</p> <p>Für die <b>Mitarbeiterin K. (1988)</b> sind die im Haus 3 tätigen beiden Diakonissen ihre Vorgesetzten gewesen.</p>  |
|  | <p>A19 –<br/>Können ehemalige Angestellte interviewt werden (auf Wunsch auch anonym), um mehr zu erfahren?</p> | <p>A19 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben darauf hingewiesen, dass die Einrichtung im Jahr 1992, somit vor 30 Jahren geschlossen worden ist. Vor diesem Hintergrund gebe es keinen Kontakt zu früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mehr. Es gebe auch keine systematischen Aufzeichnungen über das vormalige Personal der 40 Jahre lang bestehenden Einrichtung (1952-1992). Namentlich ermittelt werden könnten nur die damals tätigen Diakonissen.</p> <p>Den Mitarbeitern, die sich auf den Zeitungsartikel im Harzkurier (S.141) gemeldet und mit mir ausführliche Gespräche geführt haben, habe ich jeweils Vertraulichkeit zugesichert. Alle wären vermutlich bereit, weitergehende Fragen der Betroffenen zu beantworten. Auf konkrete Nachfrage über mich wären einige auch zu direkten Gesprächen mit den Betroffenen bereit.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir erzählt, dass sie seit ihrer Kindheit durchgehend in Bad Sachsa lebe und daher – allerdings eher vom Sehen – noch einige andere Mitarbeiterinnen kenne. Ich habe sie darauf hingewiesen, dass sie diese gern ermuntern kann, sich mit mir noch in Verbindung zu setzen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat berichtet, dass sie noch zu einigen wenigen Kontakte habe, insbesondere darunter auch zu ehemaligen Patienten aus dem Haus 2.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat sich zwar an ehemalige Kolleginnen erinnert. Er habe mit diesen zwar auch über seinen Weggang hinaus Kontakte gepflegt. Inzwischen seien diese aber alle verstorben. Die Einrichtung gebe es immerhin schon dreißig Jahre nicht mehr. Kontakt zum Diakonissen-Mutterhaus pflege er einmal jährlich über den Basar zu Gunsten der Blindenmission in Hong Kong.</p> |

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>- noch A19 –<br/>Können ehemalige Angestellte interviewt werden (auf Wunsch auch anonym), um mehr zu erfahren?</p>   | <p>Auch die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat nach ihren Angaben keinen Kontakt zu ehemaligen Kolleginnen mehr. Man habe damals letztlich auch nur die Kolleginnen aus dem jeweiligen Haus kennengelernt. Die Häuser hätten untereinander keinen Kontakt gehabt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat über ein einmalig durchgeführtes Ehemaligentreffen berichtet, welches aber bereits sehr lange zurückliege. Sie habe keine Liste o.ä., sondern treffe gelegentlich im Ort auf ehemaligen Kolleginnen vom Sehen. Näherer Kontakt als ein freundliches Grüßen bestehe jedoch nicht.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat dazu erklärt, dass er sich noch an eine ehemalige Kollegin erinnere. Und zwar an eine Betroffenen A. S., deren Ehemann Lehrer gewesen sei.</p>   |
|  | <p>A20 –<br/>Gibt es Gebäudepläne, Fotos, etc. und werden diese Unterlagen zur Verfügung gestellt? Derartige Unterlagen können für Betroffene eine wertvolle Unterstützung sein, die eigenen - teils verdrängten - Erinnerungen wiederzuerhalten.</p> | <p>A20 –<br/>Etwaig im Diakonissen-Mutterhaus noch vorhandene Baupläne und Fotos - soweit nicht personenbezogen (Datenschutz) - können nach Angaben von Sr. R. zur Verfügung gestellt werden. Es sei zudem die Aufnahme derartiger Daten auf die Internetseite des Diakonissen-Mutterhauses angedacht. Im Archiv habe ich über den Kinderheilboten hinaus keine systematisierten Unterlagen aufgefunden. Es gibt vereinzelte Unterlagen, wie z.B. zu dem über ca. 10 Jahre geführten, erfolglosen Kampf um den Fortbestand der Einrichtung und Personalakten der Chefärzte. Bei der Baubehörde für Bad Sachsa müssten vermutlich Bauunterlagen vorhanden sein. In der Einrichtung ist mehrfach gebaut worden. So z.B. 1973/1974 der Bau des Wohnhauses für die Diakonissen. Die diesbezüglichen Bauanträge und erteilten Genehmigungen dürften vermutlich noch vorhanden sein. Sowohl im Stadtarchiv als auch in seinem privaten Archiv sind nach Angaben von Herrn Böhm derartige Unterlagen vorhanden. Aktuell beabsichtigt das Diakonissen-Mutterhaus alle noch vorhanden Unterlagen für das Kinderkrankhaus im Borntal dem Stadtarchiv Bad Sachsa anzubieten. Die Umsetzung stehe allerdings noch aus.</p> |

|  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>A21 –<br/>Was ist der Grund, warum nicht uneingeschränkt Akteneinsicht gegeben wird? Datenschutzgründe? Könnten diese durch Freigabe oder Verfügungsstellung durch Personen und Institutionen entkräftet werden?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Die Datenschutzgründe lassen sich aufheben, bzw. wird der Datenschutz nicht verletzt, solange die Angaben anonymisiert werden; bzw. können durch Einsichtnahme wichtige und interessante Details entnommen werden, bzw. recherchiert werden. Was steht darin über die Hintergründe des Personals, gab es eine SS-Vergangenheit? Waren die Betroffenen beteiligt an kritischen/fragwürdigen Geschehen? Test an Kindern, Selektionsverfahren, Behandlungen, etc.?</p> | <p>A21 –<br/>Die Einrichtung ist 1992, damit vor jetzt 30 Jahren, geschlossen worden. Vor diesem Hintergrund sind nach meinen Beobachtungen im Diakonissen-Mutterhaus und vermutlich auch bei allen anderen in Betracht kommenden Einrichtungen fast keine Akten mehr vorhanden. Üblicher Weise werden Unterlagen nach 10 Jahren vernichtet. Bei der von mir vorgenommenen kursorischen Sichtung der im Diakonissen-Mutterhaus in Bad Harzburg noch vorhandenen, vereinzelt Dokumente habe ich fast nur Unterlagen gesehen, in denen persönliche Daten (z.B. der Chefärzte) enthalten sind. Aus Datenschutzgründen können diese nicht herausgegeben werden. Besondere personelle Auffälligkeiten habe ich in den Akten bei meiner kursorischen Durchsicht jedoch nicht entdeckt.</p> |
|  | <p>A22 –<br/>Die Tragweite und nötige Aufarbeitung der Kinderverschickung dürfte mittlerweile jedem bewusst sein. Wie steht es um die Aufarbeitung, was wurde bisher unternommen, was ist geplant, wo und wie werden die Ergebnisse präsentiert (werden)?</p>   | <p>A22 –<br/><b>Sr. R.</b> hat mir erklärt, dass sich das Diakonissen-Mutterhaus als Einrichtungsträger seiner Verantwortung stelle. Alle Fragen würden beantwortet und alle Informationen sollten erteilt werden.<br/>Damit künftige Fragen von Betroffenen in einem möglichst neutralen und störungsfreien Umfeld geklärt können, hat das Diakonissen-Mutterhaus mit Frau Beate Reinecke eine vom ihm unabhängige Person als Ansprechpartnerin für alle Fragen der Betroffenen installiert. Frau Reinecke arbeitet im Hauptberuf beim Land Niedersachsen als behördliche Berufsbetreuerin. Frau Reinecke ist unter per E-Mail unter <a href="mailto:verschickungskinderzeit@dmk-harzburg.de">verschickungskinderzeit@dmk-harzburg.de</a> zu erreichen.</p>                         |

|  |   |   |
|--|---|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> |   | <p>Die Unterzeichnerin ist u.a. deswegen eingeschaltet worden, damit die hier dargestellten Nachforschungen möglichst unabhängig, objektiv und völlig neutral vorgenommen werden. Dieser Bericht wird unter dem Stichwort der „Verschickungskinderzeit“ auf der Internetseite des Diakonissen-Mutterhauses veröffentlicht werden<br/> <a href="https://www.dmk-harzburg.de/">https://www.dmk-harzburg.de/</a></p>   |
|  | <p>A23 –<br/>Es gibt doch wohl Bemühungen und nicht nur passives Abwarten?</p>  | <p>A23 –<br/>siehe A22 -</p>  |
|  | <p>A24 –<br/>Gibt es bereitgestellte Budgets für die Aufklärung?</p>  | <p>A 24 –<br/>Nach den Angaben von <b>Sr. R.</b> gibt kein festgelegtes Budget für die Aufklärung. Die Kosten für die Tätigkeit der Unterzeichnerin werden vom Diakonischen Werk in Niedersachsen getragen.</p>   |
|  | <p>A25 - A26 –<br/>Besteht die Bereitschaft für eine Online-Plattform, die nicht nur in der Bereitstellung, sondern auch im Bereich Redaktion, Moderation, Auswertung und Wartung von den Verantwortlichen (u.a.) finanziert wird? Auf einer solchen Online-Plattform ließe sich Wissen bündeln, auswerten und teilen. Interessant und hilfreich für alle Beteiligten und eine gute Basis für Forschung zu dem Thema. Die Millionen Verschickungskinder bilden eine riesige Probandengruppe – wenn schon nicht freiwillig und ohne Entschädigung, ließe sich so zumindest ein positives Ergebnis gewinnen. Besteht die Bereitschaft, diese Forschungsarbeiten zu finanzieren?<br/>Wichtig: Es geht (noch) nicht um Opfer-</p> | <p>A25 - A26 -<br/>Siehe zunächst A22 –</p> <p>Die bisher und künftig gewonnenen Daten sollen über die Internetseite des Diakonissen-Mutterhauses zur Verfügung gestellt werden.<br/>Hinsichtlich des generellen Themas der Verschickungskinder gibt es das oben (S.19 - 20) näher dargestellte Forschungsprojekt über die Geschichte der Kinderkuren und Kindererholungsmaßnahmen in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1945 und 1989.</p> <p>Als Oberin des Diakonissenmutterhauses hat mir <b>Sr. R.</b> zugesagt, dass das Forschungsprojekt uneingeschränkt unterstützt werden werde.</p> |

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p> | <p>entschädigung. Es wäre ein Zeichen, dass die Verantwortung zur Aufklärung ernstgenommen wird und eine Form der Wiedergutmachung angestrebt wird.</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Das Wissen und die Unterlagen sollten sich nicht im Unterbau einer kleinen Internetseite verstecken, sondern an einem zentralen Punkt zusammengetragen werden. Das würde übergreifende Forschung erleichtern und gleichzeitig den Zugang für Betroffene, die endlich Aufklärung darüber erhalten wollen, was mit ihnen passiert ist. Es gibt bereits zwei Internetseiten, die Betroffene und Informationen vereinen. Ist das Diakonissen-Mutterhaus bereit, sämtliche Unterlagen hierfür zur Verfügung zu stellen? Oder verweigert das Diakonissen-Mutterhaus die Herausgabe?<br/>Die Bündelung aller Inhalte und zentrale Anlaufstelle für Betroffene soll erfolgen. Ist das Diakonissen-Mutterhaus bereit, sich finanziell zu beteiligen oder lehnt es das definitiv ab?</p> |  |
|  | <p>A27 –<br/>Gibt es Schwester E. W. (oder eine Person mit anderem Namen, siehe Zuschrift mit Foto vom 11.4.2022, 19.35)</p>   | <p>A27 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass es Sr. E. W. in der Tat gegeben habe. Diese sei überwiegend im Haus 1 in Bad Sachsa tätig gewesen. Sie sei im Jahr 2021 verstorben.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> berichtet davon, dass Sr. E. im Haus 1 nur Angst und Schrecken verbreitet habe.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1978</b>, damals 4-jährige Betroffene J. (S. 7 und S. 127)</p>          | <p>- noch A27 –<br/>Gibt es Schwester E. W. (oder eine Person mit anderem Namen, siehe Zuschrift mit Foto vom 11.4.2022, 19:35)?</p> | <p>Die <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> meinte sich an eine Sr. E. erinnern zu können, die allerdings nicht besonders nett gewesen sei. Das habe er von Mitpatientinnen aus der damaligen Zeit.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat sich nicht an eine Sr. E. erinnern können.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> haben nach ihren Erinnerungen Sr. E. in Haus 1 verortet. Laut Mitarbeiterin G. (1978 – 1980) sei Sr. E. ein ziemlicher „Drachen“ gewesen und habe sehr streng darüber gewacht, dass kein Herrenbesuch auf den Zimmern stattfand. Ihr Zimmer habe nämlich nicht in Haus 3 – in dem sie arbeitet habe -, sondern im Dachgeschoss des von Sr. E. geleiteten Hauses 1 gelegen. Es sei ein richtiges „Kabuff“ gewesen und man habe dafür vergleichsweise viel zahlen müssen.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat die Tätigkeit von Sr. E. im Haus 1 verortet.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> erinnert sich an keine Sr. E.. Er hat mich in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass man jeweils sehr für sich allein und strikt getrennt von den anderen Häusern gelebt hätte. Er erinnere auf dem Gelände eigentlich nur Jungen; Mädchen habe er nur ganz gelegentlich, quasi von weitem gesehen.</p> |
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B01-<br/>Name der Ärztin, die im Haus daneben gewohnt hat.</p>  | <p>B01-<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass ihnen keine Ärztin bekannt sei, die auf oder direkt neben dem Gelände gewohnt hat. Es könne schon sein, dass irgendwo neben dem großen Gelände auch Ärzte gewohnt hätten. Nach ihren Kenntnissen hätten auf dem Gelände selbst nur die Hausmeister gewohnt. Es habe kein Arzt/keine Ärztin direkt auf dem Gelände gewohnt. Den jeweils diensthabenden Ärzten habe allerdings in Haus 6 + 7 ein Bereitschaftszimmer zum Schlafen zur Verfügung gestanden.</p> <p>Auch der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat mir erzählt, dass auf dem Klinikgelände keine Ärzte gewohnt hätten. Er selbst habe während seines Praktikums im Rahmen der für ihn freien Kost und Logis im Dachgeschoß in Haus 2 geschlafen und im Zentralgebäude mit den Diakonissen gegessen.</p>  |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>- noch B01- Name der Ärztin, die im Haus daneben gewohnt hat.</p>  | <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat erinnert, dass im Hausmeisterhaus neben dem Hausmeister drei Mitarbeiterinnen als Wohngemeinschaft gewohnt hätten. Er selbst habe im Haus 2 ein Zimmer im Dachgeschoß bewohnt. Sein damaliger Verdienst sei mit ca. 1.100 DM netto nicht sehr hoch gewesen. Das Anmieten einer eigenen Wohnung in Bad Sachsa wäre für ihn allerdings noch deutlich teurer gewesen. Weiterhin hätten noch 2 - 3 Mitarbeiterinnen – vermutlich aus ähnlichen Gründen – im Schwesternhaus gewohnt.</p>  |
|   | <p>B02 –<br/>Wer hat mit Dr. W. gearbeitet, Name des damaligen Oberarztes?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kann es sein, dass eine damals 12-Jährige im Frühjahr im Borntal regelmäßig von Dr. W. vergewaltigt wurde, wenn der da gar nicht mehr da gewesen sein soll? Hat er nach seinem offiziellen Ausscheiden 1967 ggf. in Teilzeit o.ä. oder zur Aushilfe dort weitergearbeitet?</p> | <p>B02 –<br/>Bei meinen Recherchen habe ich keine Aufzeichnungen über das in Bad Sachsa tätige Personal vorgefunden. Vorhanden sind allerdings Akten über die Chefarzte. 1973 war Dr. W. nicht mehr Chefarzt. Nach den Personalakten ergibt sich, dass Dr. W. bereits 1967 auf eigenen Wunsch ausgeschieden ist und Herr Dr. K. ihm als Chefarzt nachfolgte. Im Jahr 1973 war somit Herr Dr. K. der verantwortliche Chefarzt. Dieser hatte zuvor im Kinderkrankenhaus Cäcilienstift in Hannover gearbeitet. Nach den Schilderungen in den Erinnerungsbüchern des Diakonissen Mutterhauses war Herr Dr. W. der erste Chefarzt der Einrichtung. Er sei (mit seinen Patienten und/oder Waisen) aus Dresden nach Bad Sachsa gekommen, weil seine dortige Klinik infolge der Bombardierung der Stadt im Februar 1945 zerstört worden sei.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat sich noch sehr gut an Dr. W. erinnert. Dieser sei sehr geschickt mit Kindern umgegangen und habe später auch ihre Kinder als in Herzberg niedergelassener Kinderarzt betreut. Sie erinnere sich an eine äußerst resolute Sprechstundenhilfe in seiner Kinderarztpraxis, die dem schon sehr alten Herren die Sprechstunde geschmissen habe.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir ebenfalls noch von Erinnerungen an Dr. W. berichten können. Zum einen aus ihrer Zeit in der Klinik. Zum anderen aber auch als behandelnden Kinderarzt ihrer drei Kinder (*1963 *1965 und *1968). Herr Dr. W. habe neben seiner Klinik­tätigkeit im Ort als Kinderarzt praktiziert. Seine Praxis habe er ihrer Erinnerung nach zumindest bis Mitte der 70er Jahre betrieben. Herr Dr. W. habe sehr gut mit Kindern umgehen können.</p> |

**1973**, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)

- noch B02 –  
Wer hat mit Dr. W. gearbeitet,  
Name des damaligen Oberarztes?

Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kann es sein, dass eine damals 12-jährige im Frühjahr im Borntal regelmäßig von Dr. W. vergewaltigt wurde, wenn der da gar nicht mehr da gewesen sein soll? Hat er nach seinem offiziellen Ausscheiden 1967 ggf. in Teilzeit o.ä. oder zur Aushilfe dort weitergearbeitet?

Die **Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)** hat sich an Herrn Dr. W. als guten Arzt und herzenguten Menschen erinnert. Sie lebe nach wie vor in Bad Sachsa und habe selbst Gerüchteweise über ihn nichts Schlechtes gehört.

Der **Mitarbeiter E.**, der 1973 selbst als Verschickungskind in Bad Sachsa war, hat nach seinen Angaben keine genaue Erinnerung mehr an den damaligen Chefarzt. Er meint jedoch zu erinnern, dass es damals bereits schon Herr Dr. K. gewesen sei, den er dann auch während seines Praktikums (1977 – 1980) als Chefarzt erlebt habe.

Die **Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)** hat nach ihren Angaben nicht mehr mit Herrn Dr. W. zusammengearbeitet. Da sie erst ab 1967/1968 im Borntal begonnen habe, habe sie nur Herrn Dr. K. als Chefarzt erlebt. Ihr sei auch von einer Aushilfe von Dr. W. in den Jahren nach seinem Ausscheiden nichts bekannt. Entsprechendes hätte sie eigentlich mitbekommen müssen. Allerdings habe sie auch im Bereich der Jungen und nicht im Haus 1 mit den kleinen Mädchen gearbeitet.

Die **Betroffene F. (1973)** hat mir erzählt, dass sie von Herrn Dr. W. und einem anderen Arzt sexuell missbraucht worden sei. Den Namen des Arztes erinnere sie nicht mehr wirklich; allenfalls mit „Ehlers“, „Ebert“ oder „Eders“. Sie sei sich allerdings ganz sicher, dass Herr Dr. W. trotz seines Ausscheidens als Chefarzt noch als Arzt im Haus 1 tätig und er einer der beiden Täter gewesen sei. Sie erinnere es zudem so, dass sie einige wenige Male auch in dem Kinderheim von Frau W. gewesen und sie dort auf Dr. W. getroffen sei. Zu den Gründen ihres Aufenthalts in diesem anderen Kinderheim könne sie nichts mehr sagen. Der sexuelle Missbrauch habe erst begonnen, als sie allein im Zimmer gewesen sei. Bis zur Entlassung ihrer damaligen Mitbewohnerin Pia sei sie geschützt gewesen. Die sexuellen Übergriffe hätten in der Regel in ihrem Zimmer, aber auch in einem Untersuchungszimmer unter dem Dach stattgefunden. Es habe da ein Schild „Untersuchung“ gegeben. Nach ihrer Erinnerung hätten sie die Ärzte genital untersucht. Ihre Beine seien festgehalten worden. Wirkliche Detailerinnerungen habe sie nicht. Da sei ein Schild im Kopf. Sie vermute, dass sie in diesen Situationen vielleicht auch betäubt worden sei, da sie sich an die Gabe von vielen Spritzen erinnere. Sie habe auch einmal versucht, sich einer Erzieherin anzuvertrauen. Diese habe ihr jedoch weder glaubt noch habe sie sie ernst genommen. Sie habe die Geschehnisse im Rahmen einer Therapie bearbeitet. Auf dieser Grundlage habe sie die Kraft gehabt, den sexuellen Missbrauch auch gegenüber der evangelischen Kirche geltend machen zu können. Die

**1973**, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)

- noch B02 –  
Wer hat mit Dr. W. gearbeitet,  
Name des damaligen Oberarztes?

Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kann es sein, dass eine damals 12-jährige im Frühjahr im Borntal regelmäßig von Dr. W. vergewaltigt wurde, wenn der da gar nicht mehr da gewesen sein soll? Hat er nach seinem offiziellen Ausscheiden 1967 ggf. in Teilzeit o.ä. oder zur Aushilfe dort weitergearbeitet?

dortige Anerkennungskommission für Betroffene sexualisierter Gewalt in Körperschaften und Einrichtungen der evangelischen Kirchen in Niedersachsen und Bremen habe ihre Schilderungen unumwunden anerkannt, und es sei eine Anerkennungsleistung gezahlt worden.

Auch die **Betroffene G. (1973)** hat mir für das gleiche Kalenderjahr sowie für das gleichen Haus (1) von sexuellem Missbrauch durch allerdings nur einen Arzt, den damaligen Oberarzt berichtet. Der Missbrauch habe gleich am ersten Abend begonnen. Sie sei von einem – aus ihrer Sicht älteren - Jungen abgeholt und nach oben in einen Untersuchungsraum geführt worden. Dort sei der Arzt gewesen. Der Junge habe sie auf Aufforderung des Arztes ausgezogen und habe dann gehen können. Die Tür zum Untersuchungsraum sei dann abgeschlossen worden und der Arzt habe ihr gesagt, dass er sie jetzt zur Frau machen wolle. Nach dem Missbrauch habe der Arzt sie allein im Untersuchungsraum liegen lassen und das Licht ausgemacht. Der Arzt habe sie durch die Drohung mit einer „Todesspritze“ gefügig gemacht. Außerdem habe sie unbedingt ihre Schwester schützen wollen. Sie erinnere sich, dass sie während des Missbrauchs ihre Augen nicht habe schließen dürfen. Als sie es dennoch gemacht habe, habe der Arzt ihr eine geknallt und eine brennende Zigarette auf ihrem Bauch ausgedrückt. Die Narbe davon sei noch heute auf ihrem Bauch zu sehen. Der sexuelle Missbrauch habe während des gesamten Aufenthalts jeweils mehrfach die Woche stattgefunden. Nach ihrem inneren System gehe sie davon aus, dass es regelmäßig Montag, Mittwoch und Freitag stattgefunden habe. Sie ist sich absolut sicher, dass der Missbrauch zumindest der das Haus leitenden Diakonisse bekannt gewesen sein müsse. Nicht zuletzt habe man auch die Brandverletzung durch die ausgedrückte Zigarette bemerken müssen. Aus ihrer Sicht habe zumindest ein stilles Einverständnis zwischen der Diakonisse und dem Arzt bestanden. So habe sie gemeinsam mit ihrer Schwester – aus ihrer Sicht extra - ein ebenfalls im Dachgeschoss liegendes Zweibettzimmer bekommen, obwohl eine Unterbringung in Mehrbettzimmern eigentlich die Regel gewesen sei. Sie erinnere zudem, für bestimmte Verhaltensweisen von der Stationschwester nicht bestraft worden zu sein, weil sie vermutlich „etwas gut gehabt“ habe. Auch die Betroffene G. hat mir von einer umfassenden Therapie zur Verarbeitung der Geschehnisse berichtet. Sie habe ihre Erlebnisse ebenfalls gegenüber der Anerkennungskommission für Betroffene sexualisierter Gewalt in Körperschaften und Einrichtungen der evangelischen Kirchen in Niedersachsen und Bremen geltend gemacht. Ihre Schilderungen seien unumwunden anerkannt und eine Anerkennungsleistung gezahlt worden.

**1973**, 6- bzw.  
12-jährige Betroffene  
F. und G.  
(S. 6 und S. 126)

- noch B02 –  
Wer hat mit Dr. W. gearbeitet,  
Name des damaligen Oberarztes?

Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten  
der Betroffenen: Wie kann es sein, dass  
eine damals 12-Jährige im Frühjahr im  
Borntal regelmäßig von Dr. W. vergewal-  
tigt wurde, wenn der da gar nicht mehr da  
gewesen sein soll? Hat er nach seinem  
offiziellen Ausscheiden 1967 ggf. in Teil-  
zeit o.ä. oder zur Aushilfe dort  
weitergearbeitet?

Der **Betroffene H. (1974 – 1986)** hat nur noch Erinnerungen an Herr Dr. K., Herrn  
Dr. W. sowie an einen türkischen Arzt, dessen komplizierten Namen er aber nicht mehr  
zusammenbekomme.

Die damals im Haus 4 tätige **Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)** hat keine Erinnerung an  
einzelne Ärzte aus ihrer Zeit mehr. Mit diesen hätten eigentlich auch nur die Diakonissen zu  
tun gehabt. Von einem sexuellen Missbrauch habe sie auch nicht gerüchteweise gehört.

Die **Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)** hat mir erzählt, dass ihr Herrn Dr. W. aus verschie-  
denen Zusammenhängen bekannt sei. Zum einen sei er ihr (Jg. 1960) eigener Kinderarzt  
gewesen. Zum anderen habe sie später nach ihrer Zeit im Borntal noch eine Zeit in dem  
von der Ehefrau von Dr. W. geführten Heim gearbeitet. Damals sei er ihr aber unendlich  
alt vorgekommen. Er habe den Weg vom Wohnhaus zum Kinderheim kaum aus eigener  
Kraft geschafft. In der Einrichtung im Borntal sei sie hingegen nie auf Dr. W. gestoßen. Sie  
erinnere sich nur an den damaligen Chefarzt, Herrn Dr. K.. An die Namen weiterer Ärzte  
erinnert sich Mitarbeiterin G. nicht. Sie schließt einen sexuellen Missbrauch für ihre Zeit im  
Haus 3 absolut aus. Sr. G. habe alles stets gut im Griff gehabt und wäre gegen so etwas  
auch sicherlich eingeschritten. Die Kinder wären mit den jeweiligen Ärzten auch nicht allein  
gewesen. Bei den Untersuchungen sei stets eine der Diakonissen anwesend gewesen.

Die **Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)** hat berichtet, dass sie Herrn Dr. W. nur als Arzt  
mit eigener Praxis in Herzberg gekannt habe. In der Einrichtung im Borntal habe sie ihn  
hingegen nie erlebt.

Der **Betroffene K. (1980)** hat mir berichtet, dass er an die Namen und Personen der  
damaligen Ärzte keine Erinnerung habe. Von einem etwaigen sexuellen Missbrauch habe  
er - auch gerüchteweise – noch nichts gehört.

Die **Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)** hat mir erzählt, Herrn Dr. W. überhaupt nicht  
kennengelernt zu haben.

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>- noch B02 –<br/>Wer hat mit Dr. W. gearbeitet, Name des damaligen Oberarztes?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kann es sein, dass eine damals 12-Jährige im Frühjahr im Borntal regelmäßig von Dr. W. vergewaltigt wurde, wenn der da gar nicht mehr da gewesen sein soll? Hat er nach seinem offiziellen Ausscheiden 1967 ggf. in Teilzeit o.ä. oder zur Aushilfe dort weitergearbeitet?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1988)</b> hat mir berichtet, dass sie sich nur an Herrn Dr. K., an Herrn Dr. W. und an eine rumänische Ärztin mit den Namen (phon.) T. erinnern könne.</p>  |
|   | <p>B03 -<br/>Nazimethoden: Gibt es darüber Unterlagen?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Es wurde regelmäßig mit der Gaskammer gedroht durch eine Diakonisse, wenn wir nicht gehorchten. Außerdem wurde uns gesagt, dass wir nichts wert seien und eigentlich nichts anderes verdient hätten.</p>  | <p>B03 –<br/>Bei meiner kursorischen Durchsicht der wenigen vorhandenen Akten habe ich zu dieser Frage keine Unterlagen gefunden.<br/><b>Sr. R.</b> hat mir dazu erklärt, dass es keinerlei Nähe zu den Nazis gegeben habe. Vielmehr habe der Orden - wie andere kirchliche Einrichtungen auch - unter den Nationalsozialisten selbst sehr gelitten.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat sich für ihren im Wesentlich als schrecklich erlebten Aufenthalt an keine Nazisprüche oder Drohungen mit der Gaskammer erinnern können.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Betroffene D. (1958)</b>. Diese hat allerdings berichtet, durchaus sog. „schwarze Pädagogik“ im Borntal erlebt zu haben. In der zeitgleich besuchten Grundschule sei das nicht der Fall gewesen. Anders hingegen in der nachfolgend von ihr besuchten Realschule. Dort habe es Lehrerinnen und Lehrer gegeben, die sie und die anderen Schüler absolut grausam behandelt hätten.</p> |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>- noch B03 -<br/>Nazimethoden: gibt es darüber Unterlagen?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Es wurde regelmäßig mit der Gaskammer gedroht durch eine Diakonisse, wenn wir nicht gehorchten. Außerdem wurde uns gesagt, dass wir nichts wert seien und eigentlich nichts anderes verdient hätten.</p> | <p>Die Erinnerungen von <b>Betroffenen C. (1958)</b> sind vergleichbar. Auch sie habe keine Erinnerungen an Reden oder Drohungen mit der Gaskammer und habe ebenfalls furchtbare Lehrer in ihrer Schule gehabt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 – 1961)</b> hat ebenfalls keine Naziparolen oder Drohungen mit der Gaskammer erinnert. Der Umgang mit den Kindern sei eher nüchtern und neutral, aber keineswegs so schlimm wie zu ihrer Schulzeit gewesen. Dort habe man es mit dem Rohrstock bekommen.</p> <p>Die überwiegend im Krankenhausbereich tätige <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat keine Nazisprüche oder gar ein Drohen mit der Gaskammer erinnert.</p> <p>Das Thema Nazi sei laut der <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> allenfalls mit ihren Jungen im Haus 2 im geschichtlichen Zusammenhang erörtert worden. In der langen Zeit ihrer Zugehörigkeit zum Diakonissen-Mutterhaus habe sie nichts von Nazimethoden gehört. Sie habe auch nie von Drohungen mit der Gaskammer gehört.</p> <p>Die <b>Betroffene E. (1971)</b> hat berichtet, dass sie sich an das Singen von Militärliedern erinnere. Das gelte insbesondere für ein aus der Nazizeit stammendes Lied „Die grauen Nebel“. Dieses sei immer bei den Spaziergängen im Wald, bzw. an einem Teich gesungen worden und habe ihr stets Angst gemacht.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir berichtet, dass sie – vermutlich wegen ihrer Herkunft aus einem Heim – wie eine Asoziale behandelt worden sei. Sie sei als Untermensch beschimpft worden, der „vergast gehörte“. Da ihre Mutter in einem Konzentrationslager gewesen sei, habe sie mit diesen Beschimpfungen etwas anfangen können. Das sei bei anderen Kindern sicherlich nicht so der Fall gewesen. Sie habe sich zunächst diese Beschimpfungen nicht gefallen lassen und sich gewehrt. Sie habe aber letztlich feststellen müssen, dass ihre Wehrhaftigkeit und Aufsässigkeit ihr auf die Dauer betrachtet nur geschadet und nur noch mehr Ärger eingebracht hätten. Aus diesem Grund habe sie nachher einfach häufiger den Mund gehalten. Wegen der Drohung mit der Vergasung sei sie extrem ungern in den Keller zum Duschen gegangen. Die Duschköpfe hätten ihr Angst gemacht, und sie habe Angst gehabt, dort umgebracht zu werden. Zeitweilig habe sie geglaubt, aus dem Heim niemals wieder wegzukommen.</p> |
|---|--|--|

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>- noch B03 - Nazimethoden: gibt es darüber Unterlagen?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Es wurde regelmäßig mit der Gaskammer gedroht durch eine Diakonisse, wenn wir nicht gehorchten. Außerdem wurde uns gesagt, dass wir nichts wert seien und eigentlich nichts anderes verdient hätten.</p> | <p>Laut der <b>Betroffenen G. (1973)</b>, die gemeinsam mit ihrer Schwester ebenfalls wie Betroffenen F. im Haus 1 untergebracht war, hat die leitende Diakonisse den Kindern vielfach vorgeworfen, dass sie die Gaskammer verdient hätten. Die Schwester habe alle massiv runter gemacht: „Ihr könnt nichts“ und „Ihr seid nichts“. Von ihr habe es Kopfnüsse und wüste Beschimpfungen gegeben, wie z.B. „Du bist kein Mensch“. Die Diakonisse habe Angst und Schrecken verbreitet und sei ein richtiger Drache gewesen. Den Namen dieser Schwester erinnere sie nicht.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> (Haus 2) und die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> (Haus 4) haben mir jeweils übereinstimmend berichtet, dass es zu ihrer Zeit keine Drohungen mit der Gaskammer oder andere Nazisprüche gegeben habe.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat sich mir gegenüber ganz sicher gezeigt, dass es im Haus 3 keinerlei Nazigedankengut und entsprechende Sprüche gegeben habe. Sie habe sich während der Schulzeit und auch danach mit diesem Teil unserer Geschichte sehr intensiv auseinandergesetzt und hätte für einen solchen Fall darauf dann sicher auch sehr allergisch reagiert.</p> <p>Laut dem <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> sei das Ganze während seiner Zeit kein Thema gewesen. Dass im Borntal zeitweilig die Kinder der Widerstandskämpfer vom 20.7.1944 interniert gewesen seien, habe er erst lange nach seinem Praktikum erfahren. In seiner Gegenwart sei niemals mit „Gaskammern“ gedroht oder gegenüber den Kindern abfällig gesprochen worden.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat erklärt, dass er in der Einrichtung keine Drohungen mit der Gaskammer gehört habe.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir erklärt, dass er kein Nazigedankengut innerhalb der Einrichtung erlebt habe. Vielmehr seien die Leiden der Kinder und Diakonissen während der Flucht aus dem Osten zum Kriegsende mehrfach Thema gewesen. Zu seiner Zeit habe im Haus 2 niemand von Gaskammern gesprochen, geschweige denn damit den Kindern gedroht.</p> |
|---|--|--|

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>- noch B03 - Nazimethoden: gibt es darüber Unterlagen?</p>                  | <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b>, für die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, für die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> und für die <b>Mitarbeiterin K. (1979, 1985 + 1988)</b>. Letztere hat mir erzählt, auch die Ereignisse auf der Flucht zum Kriegsende seien zu ihrer Zeit kein Thema gewesen. Gleiches gilt für die <b>Betroffene L. (1982)</b>.</p>  |
|   | <p>B04 – Wann wurde Bad Sachsa, Im Borntal von den Diakonissen übernommen?</p> | <p>B04 – Aus den von mir eingesehenen Erinnerungsbüchern des Diakonissen-Mutterhauses ergibt sich, dass die Übernahme der Einrichtung zum 1. April 1952 erfolgt ist. Nach den von mir weiterhin in Augenschein genommenen unterschiedlichen Erinnerungsschriften des Diakonissen-Mutterhauses hat sich bereits seit 1902 in Bad Harzburg am heutigen Sitz eine Ferieneinrichtung der Diakonissen befunden. Für die aus Pommern flüchtenden Diakonissen sei daher Bad Harzburg als Ziel ausgegeben worden. Seit der Flucht befinde sich die Zentrale der Organisation in Bad Harzburg. Dort seien auch die - nicht mehr tätigen – Feierabendschwestern untergebracht gewesen. Nach dem Krieg habe es außer der Verwaltung sowie der Versorgung der Feierabendschwestern durch den Verlust der Einrichtungen im Osten zunächst keine Möglichkeiten zur Arbeit für die Diakonissen mehr gegeben. Mit den Übernahmen der Kinderklinik im Borntal und weiteren Einrichtungen (u.a. Köln und Waldbröl) seien die notwendigen zusätzlichen Arbeitsplätze für die Diakonissen geschaffen worden. Die Einrichtung im Borntal in Bad Sachsa sei in den 30er Jahren als „Bremer Kinderheim“ für an Tuberkulose erkrankte Kinder aus Bremen errichtet und anschließend von der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt weitergeführt worden. Im Krieg sei es zeitweilig für die Planer und Konstrukteure der sog. V-2-Waffe beschlagnahmt worden. Es ist allgemein bekannt, dass im Sommer 1944 die in Sippenhaft genommenen Kinder aus den Familien der Widerstandskämpfer des 20. Juli dort interniert wurden. Nach dem Kriegsende seien die Räume im Wesentlichen als Kinderkrankenhaus genutzt worden. Da das Land Niedersachsen das Krankenhaus auf die Dauer nicht in Eigenregie habe führen und auch die Grundeigentümerin – die Daniel-Schnakenberg-Stiftung aus Bremen – die Einrichtung nicht habe selbst betreiben wollen, habe das Land die Einrichtung an das Diakonissen-Mutterhaus übertragen. Grundlage sei die – auch wegen des Seehospizes in Norderney - bekannte Expertise im Umgang mit erkrankten Kindern gewesen.</p> |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B05 –<br/>Waren Dr. K. und Dr. W. schon da, als es die Geschichte mit den Kindern der Widerstandskämpfer gab, evtl. sogar Diakonissen?</p> | <p>B05 –<br/>Die im Nachgang des gescheiterten Attentats auf Hitler in Sippenhaft genommenen insgesamt 46 Kinder der Widerstandskämpfer waren nach meiner Recherche im Internet seit August 1944 im Borntal in Bad Sachsa interniert. Nach den dortigen Berichten sind viele Kinder nach und nach im Laufe des Jahres 1944 (vielfach im Zusammenhang mit der Entlassung ihrer Mütter aus dem Gefängnis) auch wieder entlassen worden. Im Januar 1945 waren noch 14 dieser Kinder im Borntal. Diese sind im April 1945 von den Amerikanern befreit worden. Die Rückführung dieser Kinder zu ihren Eltern bzw. Verwandten dauerte teilweise jedoch noch Wochen und Monate, da diese erst wieder aufgefunden werden mussten. Nach den Erinnerungsbüchern des Diakonissen-Mutterhauses ist Dr. W. erst nach der schweren Bombardierung von Dresden am 13.-15. Februar 1945 nach Bad Sachsa geflohen. Daraus folgt, dass Herr Dr. W. allenfalls die im Frühjahr 1945 noch internierten 14 Kinder gesehen hat. Herr Dr. K. war mit dem Sachverhalt überhaupt nicht befasst, da er - wie aus verschiedenen Unterlagen ersichtlich - erst seit dem 1.10.1967 in der Einrichtung tätig war. Die Diakonissen waren ebenfalls nicht involviert, da sie die Einrichtung erst im Jahr 1952 übernommen hatten.</p> |
|   | <p>B06 –<br/>Warum lügt Frau K., wenn sie sagt, dass es keine Diakonissen von damals mehr gäbe?</p>   | <p>B 06-<br/><b>Sr. R. K.</b> hat mir dazu erklärt, dass sie bezogen auf Bad Sachsa derartige Angaben nicht gemacht habe, bzw. ansonsten falsch verstanden worden sei. Ihre damaligen Angaben gegenüber der Celleschen Zeitung hätten sich nur auf Ereignisse aus den 60er Jahren aus dem Seehospiz in Norderney bezogen. Soweit es in der Vergangenheit zu Missverständnissen und Versäumnissen gekommen sein, bedauere sie dieses außerordentlich. Allerdings hat sie auch darauf hingewiesen, dass sie sich auch ihren sehr alten und vielfach schwer kranken Mitschwestern verpflichtet sehe. Aus diesem Grund habe sie bislang für Betroffene und auch für Dritte stets als Ansprechpartnerin zur Verfügung gestanden. Nicht zuletzt auch angesichts ihres Alters und ihres inzwischen ebenfalls angegriffenen Gesundheitszustands sei eine Professionalisierung für die künftige Auskunftserteilung an Betroffene pp. geplant. – siehe auch A 26.</p>  |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B07 –<br/>War sie damals auch in Bad Sachsa?</p>  | <p>B07 –<br/><b>Sr. R.</b> hat mir berichtet, dass sie - wie alle anderen Schwestern-Schülerinnen der Kinderkrankenpflegeschule Norderney auch - im Zeitraum 1972/1973 für insgesamt ein Jahr als Schülerin in Bad Sachsa tätig gewesen sei. Die Schwesternschülerinnen seien allerdings nur im Krankenhausbereich und zwar jeweils ein ½ Jahr in Haus 6 (für Schulkinder) und ein ½ Jahr in Haus 7 (für Frühgeborene, Säuglinge) tätig gewesen. Darüber hinaus sei sie in den Jahren zwischen 1974 – 1998 immer wieder für einige Tage als Lehrerin zu den Zwischenprüfungen der Schülerinnen nach Bad Sachsa gekommen.</p>  |
|   | <p>B08 –<br/>Wann war sie in Norderney?</p>  | <p>B08 –<br/><b>Sr. R.</b> hat mir erklärt, dass sie vom 01.04.71 – 30.04.2008 in Norderney tätig gewesen sei.</p>  |
|   | <p>B09 –<br/>Gibt es Berichte über medizinische Versuche? Eine Betroffene hat Medikamente/ Injektionen bezgl. einer Lungenerkrankung bekommen, obwohl keine Lungenerkrankung vorlag (erst danach).</p> | <p>B09 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben darauf hingewiesen, dass ihnen keine medizinischen Versuche bekannt seien. Alle verabreichten Medikamente und Injektionen seien nach ihrer Kenntnis jeweils ärztlich verordnet worden.</p> <p>Gleiche Angaben hat für die ehemalige Stationsleitung in Haus 2, die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> mir gegenüber gemacht.</p> <p>Weder der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> noch der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> haben sich an medizinische Versuche erinnern können.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin K. (1979, 1985 + 1988)</b> hat nach ihrem Bekunden keine medizinischen Versuche erlebt.</p> |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B10 –<br/>Wie konnten die Diakonissen ihr Handeln und das Anderer an den Kindern mit ihrem Glauben vereinbaren, wenn z.B. sechs Wochen lang ein Kind regelmäßig vergewaltigt wird: Das ließ sich damals locker mit dem Glauben vereinbaren ?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten anderer Betroffener: Haben sich die Frauen, die damals von Ärzten etc. vergewaltigt worden sind, diese Vergewaltigung nur eingebildet oder erfunden? Was meinen Sie genau mit dieser Aussage? Aus welchem Grund, Ihrer Meinung nach, erzählen die Frauen erst heute von der Ihnen angetanen, schwerst traumatisierenden Gewalt? Meinen Sie, Sie können sich diese Art von Übergriffen nicht vorstellen ? Oder wollen Sie sich diese nicht vorstellen? Warum? Sind Sie vielleicht sogar selbst bedroht worden? In wieweit sind Sie informiert über Taten sexualisierter Gewalt? Besonders verübt von Männern in Macht- bzw. Respektpositionen? Meinen Sie, diese Taten sind nur bei den Ihnen bekannten Ärzten unvorstellbar oder allgemein bei Ärzten und auch Priestern und Bischöfen? Welcher Personengruppe ordnen Sie begangene Vergewaltigungen am ehesten zu? „Sie wären selbstverständlich sofort eingeschritten und hätten versucht, die ihnen anvertrauten Kinder zu schützen?“</p> | <p>B10 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben berichtet, dass nach ihrem Wissen den damals in Bad Sachsa tätigen Diakonissen keinerlei sexuelle Übergriffe auf Kinder bekannt gewesen seien und solche für sie auch heute unvorstellbar seien. Für sich könne sie sagen, dass wenn ihr derartiges bekannt geworden wäre, sie selbstverständlich sofort eingeschritten wäre und hätten versucht, die ihr anvertrauten Kinder zu schützen.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir berichtet, niemals von einem sexuellen Missbrauch im Zusammenhang mit der Klinik im Borntal gehört zu haben. Das gelte sowohl für ihre eigene Zeit als Verschickungskind als auch für die Zeit, in der ihre Tochter in den 70-er Jahren im Borntal behandelt worden sei.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat erklärt, dass sie zu ihrer Zeit von keinen sexuellen Übergriffen erfahren habe. Auch als dauerhafte Bewohnerin der näheren Umgebung habe sie von keinen entsprechenden Gerüchten gehört.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir erzählt, dass sie eigentlich zeitlebens in Bad Sachsa – zudem noch in örtlicher Nähe zu der Einrichtung – gelebt habe. Sie habe nichts von einem sexuellen Missbrauch dort bzw. auch nur von Gerüchten dazu erfahren.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir dazu erklärt, dass sie sich sexuellen Missbrauch durch einen Arzt bzw. Ärzte eigentlich nicht vorstellen könne. Sie habe niemals während ihrer Zeit davon gehört. Nach ihrer Erfahrung aus dem Jungenhaus seien die Ärzte mit den Kindern und Jugendlichen nach ihrer Erinnerung auch nie allein gewesen. Bei den Visiten und Untersuchungen seien die Stationsleitungen eigentlich stets anwesend gewesen.</p> <p>Sowohl die <b>Betroffene F. (1973)</b> als auch die <b>Betroffenen G. (1973)</b>, die beide im Jahr 1973 im Haus 1 untergebracht waren, haben von sexuellem Missbrauch und Vergewaltigung durch die/den im Haus tätigen Ärzte/Arzt berichtet. Ihr Missbrauch sei bei beiden von Anerkennungskommission für Betroffene sexualisierter Gewalt in Körperschaften und Einrichtungen der evangelischen Kirchen in Niedersachsen und Bremen anerkannt und Anerkennungsleistungen gezahlt worden. Die Betroffene G. ist zudem der festen Überzeugung, dass ihr Missbrauch zumindest von der leitenden Diakonisse im Haus 1 gedeckt worden sei.</p> |
|---|---|--|

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>Gehen Sie beim Beantworten der nun folgenden Fragen bitte vom damaligen Standpunkt aus. Wie genau hätten Sie die Kinder vor Übergriffen der Ärzte oder anderen übergriffigen Personen geschützt? An wen hätten Sie sich als erstes gewandt? An wen danach? Welche Zeichen, Verhaltensweisen bei den Kindern haben und hätten Sie als Auswirkungen sexualisierter Gewalt vermutet und interpretiert? Welche Ärzte haben sie gebeten ein (bestimmtes) Kind zu einer Untersuchung zu bringen? Mit wem, wann und wie wurden diese Verabredungen getroffen? Wie haben Sie reagiert, wenn ein Arzt mit einem Kind, welches Sie zur Untersuchung begleitet haben, im Untersuchungsraum allein gelassen werden wollte? Wie haben Sie sich in solch einer Situation gefühlt? Wie war Ihre Position den Ärzten gegenüber? Welche Position hatten Sie anderem Personal gegenüber eingenommen? Wer war Ihnen vorgesetzt? Wer war Ihnen unterstellt? Wen durften Sie kritisieren? Wie sind Sie mit Situationen umgegangen, in denen Sie ein ungutes Gefühl hatten oder sich unsicher gefühlt haben? Mit wem haben Sie darüber gesprochen? Gab es eine Instanz, die Sie auf Missstände aufmerksam machen konnten? Haben Sie Ihr Handeln hinterfragt? Gab es Supervisionsangebote? Falls ja, haben Sie diese wahrgenommen? Falls Sie das Angebot nicht wahrgenommen haben, warum nicht?</p> | <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> erinnert für keinen seiner vielen Aufenthalte im Borntal irgendeine Hinweise oder Gerüchte über sexuellen Missbrauch.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen I. (1975)</b> habe sie in ihrem Alter (6 Jahre) gar keine Möglichkeit gehabt, so etwas wie sexuellen Missbrauch zu erkennen. Sie habe jedenfalls von derartigem nichts mitbekommen.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat berichtet, nicht von sexuellem Missbrauch gehört zu haben.</p> <p>Gleiches gilt für den <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b>; auch ihm seien keinerlei sexuelle Übergriffe im Borntal bekannt geworden. Die Häuser hätten allerdings auch sehr für sich allein gearbeitet. Mit den anderen Häusern habe man nicht wirklich etwas zu tun gehabt. Daher könne er auch zu den Geschehnissen in den anderen Häusern letztlich nichts sagen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> schließt für ihre Zeit im Haus 3 einen sexuellen Missbrauch eigentlich aus. Sie habe auch niemals von entsprechenden Gerüchten gehört. Sr. G. habe alles gut im Griff gehabt und wäre gegen so etwas sicherlich eingeschritten. Die Kinder seien mit den Ärzten auch nicht allein gewesen. Es sei stets eine der Diakonissen dabei gewesen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir gegenüber erklärt, dass ihm nichts zu einem etwaigen sexuellen Missbrauch bekannt geworden sei. Ein solcher habe aus seiner Sicht dann auch unentdeckt geblieben sein müssen. Anderenfalls wäre sicher gehandelt worden. Er habe die Erfahrung gemacht, dass sehr wohl auf Fehlverhalten reagiert worden sei.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat sich an keine Situationen erinnern können, in denen es um sexuellen Missbrauch gegangen sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b>, hat mir berichtet, dass auch sie zu ihrer Zeit niemals auch nur Gerüchte über einen sexuellen Missbrauch im Borntal gehört habe.</p> |
|---|---|--|

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>Das sofortige Einschreiten der Diakonissen zum Schutz der Kinder, halte ich für einen Trugschluss, wenn nicht gar für eine Selbstberuhigung. Ärzte waren Respektpersonen mit sehr viel Macht. Wie wirkte sich Ihr Gelöbnis zu dienen und zu gehorchen auf Ihre Arbeit mit den Ärzten, den Kindern aus? Wie wirkt sich das 8. Gebote auf Ihre Arbeit und auf die Beantwortung unserer Fragen aus? Wie haben Sie sich verhalten, um das Vertrauen der Kinder, der Ärzte, des anderen Personals zu gewinnen?</p> | <p>Die Ergänzungsfragen zu Ziffer B 10 richten sich – wie mit der Fragestellerin geklärt wurde – im Wesentlichen an Sr. R.. Diese war aber – siehe auch B 07 + 08 – nicht in der Einrichtung in Bad Sachsa, sondern vielmehr im Krankenhaus in Norderney tätig. In Bad Sachsa war Sr. R. nur in 1972/1973 als Schwesternschülerin, dort auch nur in den Krankenhaus-Häuser 6 + 7, sowie nachfolgend bis 1998 jeweils wenige Tage im Jahr als prüfende Lehrkraft tätig. Vor diesem Hintergrund wurde Sr. R. nicht weiter zu diesen Ergänzungen befragt. Ich habe die Frage sexuellen Missbrauchs allerdings mit ihr einmal ganz grundsätzlich angesprochen. Meine - auf meiner jahrzehntelangen Tätigkeit als Richterin in Familien-, Betreuungs- und Vormundschaftsverfahren basierende - Vermutung, dass es im Laufe der 40-jährigen Geschichte des Heims nicht unwahrscheinlich ist, dass es irgendwann sexualisierte Gewalt gegeben haben dürfte, war für sie so nicht wirklich nachvollziehbar. Während meiner Recherchen ist mir – wie erwartet - für beide Einrichtungen sowohl in Bad Sachsa als auch in Norderney von Fällen sexualisierter Gewalt berichtet worden.</p> |
|   | <p>B11 –<br/>Es gab damals eine asiatisch aussehende junge Diakonisse, die versucht hat, nett zu den Kindern zu sein. Wie ist ihr Name, ist sie noch Diakonisse?</p>   | <p>B11 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass es keine Diakonissen asiatischer Herkunft gegeben habe. Zeitweilig hätten jedoch Krankenschwestern aus Vietnam in der Einrichtung gearbeitet. Aufzeichnungen über deren Namen gäbe es wie bei anderen Mitarbeitern auch nicht. Zwei Namen vietnamesischer Schwestern würden mit M. S. und T. S. erinnert.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen G. (1973)</b> habe sie als Aushilfe eine asiatisch aussehende Schwester kennengelernt. Diese sei nach ihrer Erinnerung anderes als die anderen Schwestern und Diakonissen richtig lieb zu den Kindern gewesen.</p> <p>Weder der <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, noch der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b>, noch der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> noch die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> haben Erinnerungen an etwaige vietnamesische Kolleginnen. Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin K. (1979, 1985 + 1988)</b>, den <b>Betroffenen K. (1980)</b> und die <b>Betroffene L. (1982)</b>.</p>   |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B12 –<br/>Es gab Tanten, Frauen aus dem Dorf, die beim Kochen geholfen haben: Wie sind ihre Namen, leben sie noch?</p> | <p>B12 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> dürfte es zweifelsohne Mitarbeiter aus der näheren Umgebung gegeben haben. Persönliche Daten dazu seien im Diakonissen-Mutterhaus aus den oben dargestellten Gründen (A19) nicht mehr ermitteln. Es sei damals üblich gewesen, „Tante“ zu den Mitarbeiterinnen zu sagen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir erzählt, dass die im Haus 2 übliche Mitarbeiterbesetzung zunächst aus einer Diakonisse als Leitung bestanden habe. Daneben hätten dort 5 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit einer Fachausbildung in Vollzeit sowie 2 weibliche Mitarbeiterinnen für den Küchen- bzw. Haushaltsbereich gearbeitet. Schließlich habe es noch für jedes Haus eine Dauernachwache gegeben. Persönliche Beziehungen zu ehemaligen Kollegen habe er nur noch zu einem ehemaligen Praktikanten (Mitarbeiter E.). Er habe infolge des Weggangs aus Bad Sachsa noch weitere berufliche Qualifizierungsmaßnahmen durchlaufen, sodass schon daher sein Kontakt zu den ehemaligen Kolleginnen und Kollegen eingeschlafen sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat berichtet, dass sie - schon weil es ihr dort nicht gefallen habe - keinen Kontakt gehalten habe.</p> |
|   | <p>B13 –<br/>Gibt es Möglichkeiten, an das Privatarchiv von Ralf Boehm zu kommen?</p>                                     | <p>B13 –<br/>Herr Boehm ist als ehrenamtlicher Stadtarchivar von Bad Sachsa tätig. Er hat mir – soweit ihm das nach seinem Bekunden möglich war – sehr freundlich Auskunft erteilt. Er hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass weder die Stadt Bad Sachsa noch das Diakonissen-Mutterhaus ihm in der Vergangenheit, insbesondere auch nach der Schließung der Einrichtung, Unterlagen über die Einrichtung zur Verfügung gestellt haben. Auf meine Nachfrage nach seinem Privatarchiv hat er mir berichtet, dass die mir erteilten Informationen beide Archive umschlössen. Er halte auch aus seinem Privatarchiv nichts zurück.</p> <p><b>Sr. R.</b> hat dazu erklärt, dass Herrn Boehm und sein Archiv ihr und ihren Mitschwestern nicht bekannt sei. Inzwischen hätten jedoch Beratungen stattgefunden. Es sei nunmehr beabsichtigt, die noch vorhandenen Unterlagen an das Stadtarchiv Bad Sachsa abzugeben. Die Umsetzung stehe aber noch aus.</p>   |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B14 – E. K. (im Kirchengemeinderat einer Kirchengemeinde), Tochter des Arztes Dr. K.: macht es Sinn sie zu befragen?</p> | <p>B14 – Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> besteht kein Kontakt zu Frau E. K., so dass die Frage seitens des Diakonissen-Mutterhauses nicht beantwortet werden könne. Eine besondere Beziehung von Frau E. K. zur ehemaligen Klinik im Borntal sei dort jedenfalls nicht bekannt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir berichtet, dass ihr E. K. – wie deren Geschwister auch – nur vom Ansehen bekannt gewesen sei. Eine nähere Verbindung zu ihr habe sie jedoch nicht gehabt. Ggf. könne es sein, dass E. K. in der Einrichtung ein Praktikum gemacht habe. Sicher sei sie sich dabei aber nicht.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin D. (1967 – 1971)</b> hat mir erklärt, keine Erinnerung an die Kinder von Herrn Dr. K. zu haben. An ihn selbst allerdings schon. Sie hat ihn mir gegenüber als sehr freundlichen und zugewandten Menschen beschrieben.</p> <p>Dem <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> sind nach seinen Angaben keinerlei Dinge im Zusammenhang mit Frau E. K. bekannt oder erinnerlich.</p> <p>Gleiches gilt für den <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b>, für die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, für die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> und für den <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b>.</p> <p>Hingegen hat mir die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> erzählt, sich an die Tochter E. von Herrn Dr. K. durchaus zu erinnern. Sie habe nach ihrem Wissen allerdings mit der Klinik damals nichts zu tun gehabt, daher habe sie zu ihr auch niemals Kontakt gehabt. Nach ihrem Wissen sei Frau E. K. mit einem Augenarzt (phon. Kienzle) aus Herzberg verheiratet.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat dazu erklärt, die Tochter E. K. nur vom Sehen aus ihrem Ort zu kennen. In der Klinik habe sie diese nie gesehen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat mir berichtet, dass sie mit dem Namen von Frau E. K. keinerlei Erinnerung verbinde. Gleiches gilt für die <b>Betroffene L. (1982)</b>.</p> |
|---|---|--|

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B15 –<br/>Wenn sich nichts finden lässt in Bad Harzburg, wovon fast auszugehen ist, wird es weitere Nachforschungen geben?</p>                         | <p>B15 –<br/>Den Betroffenen sind die hier dargestellten Ergebnisse der – auf die Kinderklinik im Borntal beschränkten - Nachforschungen im Wesentlichen bekannt; auf Grund der Erkenntnisse sind auf Wunsch teilweise weitere Untersuchungen angestellt worden. Vor diesem Hintergrund erscheinen aktuell weitere Recherchen bei Kostenträgern, Heimaufsichten pp. allenfalls dann sinnvoll, wenn diese jeweils auf konkrete Personen bezogen erfolgen. Hinsichtlich des Seehospizes in Norderney sowie hinsichtlich der generellen Bedingungen für Verschickungskinder ist zunächst auch auf das Forschungsprojekt der Humboldt Universität Berlin (siehe A25 + A26) zu verweisen.</p>   |
|   | <p>B16 –<br/>In Bad Sachsa hat auch heute niemand Interesse an irgendeiner Aufarbeitung, das zeigen Antworten des Bürgermeisters, von Ralf Boehm etc.</p> | <p>B16 –<br/>Das Thema Kinderverschickung sei – so der Leiter des Stadtarchivs, Herr Boehm, in Bad Sachsa durchaus aktuell und noch immer virulent. Es sei allerdings durch die Vielzahl der vorhandenen Heime ausgesprochen unübersichtlich. Für ein nach wie vor bestehendes deutliches Interesse in der Bevölkerung an diesem Thema sprechen darüber hinaus die durchaus zahlreichen Meldungen von ehemaligen Mitarbeiterinnen und Betroffenen sowie das intensive Lesen des initiierten Artikels vom 30. September 2022 (Bl. 166) in der online-Ausgabe der Zeitung. Die zuständige Redakteurin hat der Unterzeichnerin berichtet, dass der Artikel überdurchschnittlich häufig aufgerufen worden sei. Herr Boehm war bei der Besichtigung der heute noch von der Kinderklinik im Borntal vorhandenen Anlagen am 26.5.2023 ausgesprochen hilfreich (siehe auch Bl.20).</p> |
|   | <p>B17 –<br/>Kann es helfen, über verschiedene Zeitungen (auch große) Menschen zu suchen, die Antworten geben können?</p>                                 | <p>B17 –<br/>siehe auch A25 – 26; B15. Das Thema der Kinderverschickung wird vom Historischen Institut der Humboldt Universität Berlin aktuell professionell beforscht. Die dortigen Forschungsansätze sollen abgewartet werden. Es ist davon auszugehen, dass von dort mit professionellen Methoden nach Betroffenen, Zeitzeugen pp. gesucht werden wird. Im örtlich begrenzten Bereich habe ich allerdings bereits entsprechendes initiiert. Die Unterzeichnerin hat in der örtlichen Tageszeitung, dem Harzkurier, einen entsprechenden Artikel lanciert, auf den sich mehrere Betroffene und ehemalige Mitarbeiterinnen gemeldet haben. Deren Angaben sind hier berücksichtigt – siehe oben unten V und VI.</p>  |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1973</b>, 6- bzw. 12-jährige Betroffene F. und G. (S. 6 und S. 126)</p> | <p>B18 –<br/>Es gibt ein Foto über eine nette Schwester/ Diakonisse aus 1973 (vielleicht O., gibt es sie noch).</p>   | <p>B18 –<br/><b>Sr. R.</b> hat die abgebildete Person (O.) mir gegenüber als die damals tätige Kinderpflegerin B. identifiziert. Diese sei sehr viel später, nämlich erst im Jahr 2007 Diakonissin geworden.</p>   |
| <p><b>1961</b>, damals 8-jährige Betroffene</p>                               | <p>C01 –<br/>War das Haus Bergfrieden (geleitet von der Ehefrau des Chefarztes Dr. W., Bad Sachsa) auch von Diakonissen geleitet bzw. waren sie dort tätig. Eine Patientin erinnert sich an eine Schwester, die in grauer Tracht mit weißer Schürze dort tätig war. Der Name: R. G.</p>                                     | <p>C01 –<br/>Nach den Angaben von <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> hat das Haus Bergfrieden mit den Diakonissen und dem Diakonissen-Mutterhaus nichts zu tun. Auch die dort tätige Schwester R. G. sei keine Diakonisse gewesen. Daher könne man auch nichts weiteres zu einer Frau G. sagen.</p> <p>Das Haus Bergfrieden war eines der bereits erwähnten weiteren Kinderheime in Bad Sachsa. Um wen es sich bei Frau G. gehandelt hat, kann ich im Rahmen meines Auftrags, der sich allein auf das Heim des Diakonissen-Mutterhauses bezieht, nicht klären. Aus der grauen Tracht mit weißer Schürze dürfte vermutlich nichts hergeleitet werden können, da es sich dabei nach der eigenen Erfahrung der Unterzeichnerin (aus dem eigenen Kindergartenbesuch) auch um schlichte Arbeitskleidung gehandelt haben könnte.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat mir erzählt, einige Zeit nach ihrer Tätigkeit im Borntal in der Einrichtung der Ehefrau von Dr. W. gearbeitet zu haben. Auch ihr sei eine Frau bzw. Schwester R. G. nicht bekannt</p> |
| <p><b>Anfang 50er-Jahre</b>, damals ca. 3- und 4-jährige Betroffene.</p>      | <p>D01 –<br/>Hatten alle Diakonissen eine Kinderkrankenschwester-Ausbildung? Oder gab es auch eine Ausbildung für Kinderbetreuung (Kinderfürsorgerin, Kindergärtnerin)? Wenn ja, welche pädagogischen Grundlagen gab es? In welchen Jahren erhielt Sr. R. ihre Ausbildung? Welchem Menschenbild folgte Ihre Ausbildung?</p> | <p>D01 –<br/>Laut Sr. R. haben grundsätzlich alle Diakonissen über eine Ausbildung verfügt. Diese habe vielfach im Bereich der Krankenpflege und insbesondere der Kinderkrankenpflege gelegen. Daneben habe es unter anderem auch Erzieherinnen und ähnliche Berufe gegeben. In der Einrichtung habe es weder besondere pädagogische Konzepte noch eine spezielle eigene Konzeption gegeben. Die pädagogischen Grundlagen seien in der Ausbildung gelegt worden, da Psychologie und Pädagogik im Rahmen der Ausbildung eigene Unterrichtsfächer gewesen seien. Sr. R. hat weiterhin erklärt, dass sie von 1971 – 1974 ihre 3-jährige Ausbildung erhalten habe. Die Ausbildung habe ihre Grundlage im christlichen Menschenbild gehabt. Zum Zeitpunkt ihrer Ausbildung sei sie jedoch noch keine Diakonisse gewesen. Die Ausbildung in Norderney sei staatlich anerkannt worden. Deren Inhalte seien staatlich festgelegt worden und bei Prüfungen seien auch jeweils staatliche Prüfer (von der damaligen Bezirksregierung) beteiligt gewesen.</p>                       |

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>Anfang 50er-Jahre,</b> damals ca. 3- und 4-jährige Betroffene.</p> | <p>D02 –<br/>Warum wählten die Diakonissen das Borntal in Bad Sachsa? Ihre Mutterhausadresse war doch in Bad Harzburg ?</p>                                    | <p>D02 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass sich in Bad Harzburg am Sitz des heutigen Diakonissen-Mutterhauses bereits seit 1902 eine Ferieneinrichtung der Diakonissen befunden habe. Als Ziel für die Flüchtenden sei daher Bad Harzburg ausgegeben worden. Seit der damaligen Flucht befinde sich das Diakonissen-Mutterhaus in Bad Harzburg. Die Übernahmen von Bad Sachsa und weiteren Einrichtungen (z.B. Waldbröhl) hätten ihren Grund darin, dass nach Arbeitsmöglichkeiten für die Diakonissen gesucht worden sei. Siehe auch B04.</p>  |
|  | <p>D03 -<br/>Arbeiteten die Diakonissen auch in anderen Kinderkurheimen in Bad Sachsa und wenn ja, in welchen?</p>   | <p>D03 –<br/><b>Sr. R.</b> hat mir versichert, dass die in Bad Sachsa arbeitenden Diakonissen ausschließlich in der eigenen Einrichtung und nicht in anderen Kinderkurheimen gearbeitet hätten.</p>  |
|  | <p>D04 –<br/>Sind in den Akten der Diakonissen Hinweise auf Sedierung, als Präparate und Vergabe von ruhigstellenden Medikamenten für Kurkinder enthalten?</p> | <p>D04 –<br/>Im Diakonissenmutterhaus habe ich keine Akten gefunden, die Hinweise auf Sedierung und die Verwendung ruhigstellender Medikamente enthalten.</p> <p><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben darauf hingewiesen, dass alle im Einzelfall verwendeten Medikamente sämtlich in den Patientenakten dokumentiert worden seien. Diese Patientenakten seien allerdings – wie allgemein üblich – nach 10 Jahren vernichtet worden. Eine Protokollierung aller verabreichter Medikamente in den Patientenakten haben mir auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> und der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> so bestätigt.</p> |

|  |  |  |
|--|--|--|
| <p><b>Anfang 50er-Jahre,</b><br/>damals ca. 3- und<br/>4-jährige Betroffene.</p> | <p>D05 –<br/>Gab es Diakonissen, die aufgrund der<br/>Fluchterlebnissen auf ihrem langen Weg<br/>von Stettin bis in den Harz traumatisiert<br/>waren? Wie war ihre Flucht?</p> | <p>D05 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihre Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass die Flucht den Erzählungen<br/>nach sehr hart, entbehrungs- und verlustreich gewesen sei. So sei die Oberin von den<br/>Russen erschossen worden. Die Flucht habe mit 300 - 400 Kindern stattgefunden, die<br/>keineswegs alle überlebt hätten. Im Diakonissen-Mutterhaus wurde und werde nicht<br/>darüber gesprochen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat berichtet, dass die dramatischen Umstände<br/>bei der Flucht aus dem Osten in der Einrichtung im Borntal durchaus mehrfach Thema<br/>gewesen seien. Nach den ihm bekannten Schilderungen seien die fliehenden Kinder und<br/>Schwestern von den russischen Soldaten mit Maschinengewehren beschossen worden.<br/>Einige Diakonissen hätten sich, den Erzählungen nach, mit ihren Körpern schützend vor<br/>die Kinder gestellt.</p>   |
|  | <p>D06 –<br/>Selbstdisziplin, Buße – wichtige Werte<br/>für Diakonissen? Wenn ja, warum?</p>   | <p>D06 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> würden die Begrifflichkeiten Buße und Sühne<br/>bei evangelisch Gläubigen kaum benutzt. Es werde eher von Vergebung gesprochen.<br/>Allerdings seien Selbstdisziplin, Ordnung und Gemeinschaftssinn besondere Werte, die für<br/>das Leben in einer Gemeinschaft von Diakonissen von großem Wert seien.</p> <p>Nach der Erinnerung des <b>Mitarbeiters I. (1980 – 1990)</b> habe Gehorsam im Leben<br/>der Diakonissen eine große Rolle gespielt. Derartiges müssten sie bei ihrem Eintritt in den<br/>Orden ja auch geloben. Es sei ihm negativ in Erinnerung geblieben, dass der zum Anfang<br/>seiner Tätigkeit im Diakonissen-Mutterhaus zuständige Vorsteher ausdrücklich zum „Üben<br/>des Gehorsams“ von heute auf morgen einige Diakonissen mit gleichem Vornamen ihren<br/>Arbeitsplatz habe tauschen lassen.</p> <p>Auf meine Frage hin, hat der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> mir erklärt, dass ihm ein<br/>solcher Tausch zum „Üben“ nicht bekannt sei.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> kann sich an ein solches Vorgehen nicht<br/>erinnern, obwohl sie nach eigener Einschätzung eher eine Kandidatin für einen solches<br/>Vorgehen gewesen wäre.</p> |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E01 –<br/>Wer ist Dr. K.? Tel. von 1971 05523/1021 – welche ärztliche Fachrichtung?</p> | <p>E01 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> sei Frau Dr. K. als Kinderfachärztin Stationsärztin im Haus 1 gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat sich zudem noch an einen Arzt Dr. W., einen Arzt Dr. L. und an die Ärztin Dr. S. O. erinnert; schließlich sei noch an eine Frau Schmidt als Psychologin im Borntal tätig gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat erklärt, dass sie bei dem Namen von Frau Dr. K. Beklemmungen bekomme; allerdings habe sie dazu keine konkretere Erinnerungen.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat nur noch Erinnerungen an Herrn Dr. K., Herrn Dr. W. sowie an einen türkischen Arzt, dessen schwierigen Namen er aber nicht mehr zusammenbekomme.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat sich an Frau Dr. K. als die für die Häuser zuständige Ärztin erinnert. Es habe auch noch eine Frau Dr. P. gegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat sich an keinen der dortigen Ärzte erinnern können. Mit diesen hätten allerdings auch nur die Diakonissen als Leitungskräfte zu tun gehabt. Herrn Dr. W. kenne sie als vor Ort niedergelassenen Kinderarzt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat sich nur an Dr. K. als im Borntal tätigen Arzt erinnert.</p> <p>Nach der Erinnerung des <b>Mitarbeiters I. (1980 – 1990)</b> soll es im Haus 1 eine Stationsärztin, Frau Dr. P., und Frau Dr. B. als Oberärztin gegeben haben. Letztere sei schon recht alt gewesen. Frau Dr. K. sei später als die für den Heimbereich (Häuser 1 – 4) zuständige Oberärztin tätig gewesen.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mit berichtet, dass er sich an keinen der Namen der damaligen Ärzte erinnere. Die von ihm als sehr schmerzhaft angesehenen Injektionen (s. Q 6) seien von einer – ihm namentlich nicht mehr erinnerlichen - Ärztin verabreicht worden. Da die Häuser jeweils für sich allein gelebt hätte, habe er auch keine Gelegenheit gehabt, weitere Ärzte kennenzulernen.</p> |
|---|--|--|

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E01 –<br/>Wer ist Dr. K.? Tel. von 1971 05523/1021<br/>– welche ärztliche Fachrichtung?</p>  | <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat sich außer an den Chefarzt Dr. K. an Herrn Dr. H. W. (und dessen Ehefrau P., deren Krankengymnastikstelle sie übernommen habe) sowie an einen aus Polen stammenden Arzt, Herrn Dr. B., erinnern können. Herr Dr. B. soll nach einem Artikel im Deutschen Ärzteblatt aus dem Jahr 2016 seine Arbeit im Borntal 1985 begonnen habe. Nach Erwerb seiner Facharztqualifikation sei er Oberarzt und nach dem Weggang von Dr. K. kommissarischer Chefarzt geworden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> hat sich an Herrn Dr. K., Herrn Dr. W. und an eine rumänische Ärztin mit dem (phon.) Namen T., sowie an eine Frau Dr. F. und die sehr junge Frau Dr. O. erinnert.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir berichtet, dass sie keinerlei Namen von Ärzten oder Ärztinnen erinnere.</p> <p>In den von mir eingesehenen Unterlagen bin ich noch auf die Ärztenamen Dr. H. K. (Frühjahr 1971) und Dr. K. (Oberarzt im Jahr 1973) gestoßen. Aus den Unterlagen war nicht erkennbar, wo und wie konkret die Ärzte eingesetzt waren.</p> |
|   | <p>E02 –<br/>Waren sowohl die Ärzte, als auch die Diakonissen, die Nachschwwestern, das Küchenpersonal, die Kinderpflegerinnen sowohl im Kinderkrankenhaus als auch im Kurbetrieb tätig?</p> | <p>E02 –<br/>Nach den Angaben von <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> sind sowohl im Kinderkrankenhaus (Haus 6 + 7) als auch im Kurbetrieb (Haus 1 – 5) Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aller Berufe tätig gewesen. Die Mitarbeitenden seien aber nicht von Haus zu Haus gewechselt. Vielmehr habe jedes Haus sein festes Mitarbeiterteam gehabt. Wechsel habe allerdings bei den Stationsärzten stattgefunden. Ab 1969 seien im Haus 3 die in Bad Sachsa ausgebildeten Schwesternschülerinnen untergebracht worden. Diese seien ausschließlich im Krankenhausbereich (Häuser 6 + 7) tätig gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir von einer deutlichen Trennung zwischen Krankenhaus- und Kurbereich berichtet. Die Häuser seien jeweils ziemlich isoliert gewesen. Sie hätten mit jeweils festem Stammpersonal für sich gearbeitet.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat die Eigenständigkeit der verschiedenen Häuser betont. Ein Wechsel innerhalb des Personals sei die absolute Ausnahme gewesen. Man habe sich sehr auf sein Haus beschränkt.</p>     |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> |  | <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat mir erklärt, dass sie als Lehrerin während der meisten Zeit in etwa hälftig in der Klinik und im Kurbereich gearbeitet habe.</p>   |
|   | <p>E03 –<br/>Welche Angestellten gab es darüber hinaus? Wo wohnten diese Angestellten?</p> | <p>E03 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> haben die Angestellten, die keine Diakonissen oder Auszubildende gewesen seien, grundsätzlich in Bad Sachsa und nicht auf dem Gelände gelebt. In der näheren Umgebung der Einrichtung habe es zunächst gar keine weiteren Häuser gegeben. Erst später seien die Häuser des Ortes Bad Sachsa weiter an die Einrichtung herangerückt.</p> <p>Für ihre Zeit hat die <b>Betroffenen D. (1958)</b> erinnert, dass auf den Stationen ganz überwiegend nur Diakonissen tätig gewesen seien. Mitarbeiter von außerhalb habe es überwiegend in der Küche und anderen Hilfsbereichen gegeben.</p> <p>Die <b>Betroffenen C. (1958)</b> hat mir sowohl von Diakonissen berichtet, die an ihrer Haube erkennbar gewesen seien, als auch von Hilfserzieherinnen, die nach ihrer Erinnerung Kopftücher getragen hätten. Eine solche Erzieherin hat sie als ganz besonders rabiast erinnert. Diese sei sehr groß und kräftig und für sie absolut Angst einflößend gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir erzählt, dass sie während ihrer Zeit unterm Dach des Hauses geschlafen habe. Es sei ein sehr, sehr kleines Zimmer, eher ein Verschlag gewesen, in der eigentlich nur das Bett hineingepasst habe. Ihr Schrank habe auf dem Flur gestanden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir berichtet, bis zu ihrer Führerscheinprüfung regelmäßig in einem der Zimmer oberhalb der Kinderzimmer in Haus 4 gewohnt zu haben. Nach dem Erwerb des Führerscheins habe sie allerdings so oft wie möglich doch zuhause geschlafen und auch dort gegessen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat erzählt, während ihrer Zeit im Dachgeschoß in Haus 1 gewohnt zu haben. Das Zimmer sei ein richtig winziges „Kabuff“ gewesen und sie habe dafür vergleichsweise viel zahlen müssen.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E04 –<br/>Gab es einen Verwaltungschef im Borntal?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Gab es dort wirklich keinen Verwalter? Fakt ist „mein Kontakt zu Herrn H., dessen Vater dort Verwalter war und dessen Familie auf dem Gelände gelebt hat“.</p> | <p>E04 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> habe der Verwaltungschef des Diakonissen-Mutterhauses in Norderney gelebt und gearbeitet. Die örtlichen Verwaltungsarbeiten, insbesondere die Buchführung für Bad Sachsa seien dort von einer qualifizierten Diakonisse unter Mithilfe von anderen Mitarbeitenden erledigt worden. Sr. R. hat sich an keinen Herrn H. erinnern können. Es habe wohl einen Hausmeister H. in Bad Sachsa gegeben, der mit seiner Familie auf dem Gelände gewohnt habe. Es möge sein, dass dieser seine Aufgabe u.a. als Verwaltung aufgefasst habe. Sie ist sich allerdings absolut sicher, dass der wirkliche Verwaltungschef des Diakonissen-Mutterhauses seinen Dienstsitz in Norderney gehabt habe. Chefin in Bad Sachsa sei die jeweilige Oberschwester gewesen. Sie könne sich den zitierten „Fakt“ nur so erklären, dass der ranghöchste der mehreren Hausmeister sich ggf. als Verwaltungschef gefühlt habe.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat keinen Verwaltungschef im Borntal erinnern können. Die Verwaltung sei von der jeweiligen Oberschwester geleitet worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir berichtet, dass die Einrichtung nach ihrer Erinnerung von der Oberschwester S. verwaltet und geleitet worden sei.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat erklärt, neben der Oberschwester und der Schwester Oberin aus Bad Harzburg habe auch der Vorsteher eine machtvolle Rolle gespielt. Zur Frage eines Verwaltungschefs könne er nichts sagen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat aus eigenem Erleben (Streit um Arbeitszeit) berichtet, dass Chefin der Einrichtung die Oberschwester S. gewesen sei. Dieser sei in Verwaltungsdingen von Sr. W. assistiert worden. Einen männlichen Mitarbeiter habe es in der Verwaltung nach ihrer Erinnerung nicht gegeben.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat angegeben, dass nach seiner Erinnerung die jeweilige Oberschwester die Chefin vor Ort gewesen sei. Die eigentliche Verwaltung sei von außerhalb aus Norderney geleitet worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat dieses ebenso erinnert.</p> |
|---|--|---|

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E04 –<br/>Gab es einen Verwaltungschef im Borntal?</p>  | <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat sich keinen Verwaltungschef erinnern können. Vielmehr habe sie 1988 ihren Arbeitsvertrag mit der damaligen Oberschwester gemacht, die aus ihrer Sicht die Einrichtung geleitet habe.</p>   |
|   | <p>E05 –<br/>Gab es einen Hausmeister? Wohnte dieser auf dem Gelände im Borntal? Welches Haus?</p> | <p>E05 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> hat es selbstverständlich einen Hausmeister gegeben. Dieser habe ein eigenes Gebäude (neben Haus 4) auf dem Gelände bewohnt (siehe auch E 07).</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir von zwei Hausmeistern auf dem Gelände berichtet; beide seien keine Zierde ihres Geschlechts gewesen. Die Anwesenheit von Männern auf dem Gelände sei für die Diakonissen grundsätzlich ein sehr Besorgnis erregender Umstand gewesen. Wenn andere Männer (z.B. Handwerker o.ä.) auf dem Gelände aufgetaucht seien, habe es immer Rundrufe an alle Häuser gegeben, um auf die daraus resultierende Gefahr hinzuweisen („Mann im Gelände“). Ihr und den anderen Mitarbeiterinnen sei jeglicher Kontakt zu Männern auf dem Gelände verboten gewesen. Als sie von ihrer Schwester und ihrem Schwager besucht worden sei, habe ihr Schwager das Gelände nicht betreten dürfen, sondern draußen warten müssen. Man habe unter den Mitarbeiterinnen regelmäßig nach Nachwuchs für die Diakonissen gesucht. Man sei recht unfreundlich behandelt worden, wenn man darauf nicht eingegangen sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> und die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> haben sich jeweils an mehrere Hausmeister erinnern können. Sie haben allerdings nicht mehr sagen können, wo diese gewohnt hätten.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat keine konkreten Erinnerungen an den oder die Hausmeister. Sie erinnert sich allerdings daran, dass regelmäßig Reparaturen und Gartenarbeiten (Heckenschneiden pp.) durchgeführt wurden.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat mir von der Essensverteilung durch - aus seiner Sicht - sehr nette Hausmeister berichtet.</p> |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E05 –<br/>Gab es einen Hausmeister? Wohnte dieser auf dem Gelände im Borntal? Welches Haus?</p> | <p>Nach den insoweit übereinstimmenden Erinnerungen von den <b>Mitarbeitern E. (1977 – 1980)</b> und <b>I. (1980 – 1990)</b> habe es nicht nur einen Hausmeister gegeben. Vielmehr habe es sogar bis zu vier Hausmeister gegeben, da auf dem großen Gelände mit den mehreren Häusern auch viel zu tun gewesen sei. Aber nur einer habe auch auf dem Gelände gewohnt.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> hat mir davon berichtet, dass die Hausmeister jeweils das Essen in die Häuser transportiert hätten.</p> <p>Diese Erinnerung wird von der <b>Betroffenen L. (1982)</b> geteilt.</p>  |
|   | <p>E06 –<br/>Gab es ein Schwesternhaus, in dem die Diakonissen lebten? Welches Haus?</p>                  | <p>E06 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben die Diakonissen zunächst in den Dachgeschossräumen der jeweiligen Häuser gelebt. 1973/74 sei dann neben dem Verwaltungsgebäude ein Schwesternwohnhaus mit Gymnastikhalle, Schwimmbad und Sauna gebaut worden. Die Gymnastikhalle, Schwimmbad und Sauna seien auch von den Patienten zu Therapiezwecken genutzt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir berichtet, sie habe gemeinsam mit einer Arbeitskollegin im Haus 3, in dem sie tätig gewesen seien, oben unter dem Dach gewohnt. Sie habe die gesamte Zeit einschließlich ihrer Freizeit in diesem Haus verbracht (mit Sockenstopfen pp.). Sie habe nur jedes 4. Wochenende frei bekommen. Die Bedingungen seien damals halt so gewesen. Auch bei ihrer vorherigen Stelle in einem Haushalt mit drei Kindern habe sie vergleichbare Arbeitszeiten gehabt. Aber es sei so in Ordnung gewesen. Ihr recht schneller Weggang nach bereits einem Jahr habe nur mit den besseren Verdienstmöglichkeiten und nicht mit anderweitigen Mängeln der Einrichtung zu tun gehabt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat berichtet, dass sie ganz überwiegend im Schwesternhaus gewohnt habe. Im Haus 2 bei ihren Jungen habe sie nur im absoluten Ausnahmefall (dramatische Krankheitssituation o.ä.) geschlafen. Dafür habe es für jedes Haus eine extra Nachtwache gegeben.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat sich daran erinnert, dass neben den Diakonissen noch 2-3 Mitarbeiterinnen im Schwesterhaus gewohnt hätten.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E06 –<br/>Gab es ein Schwesternhaus, in dem die Diakonissen lebten? Welches Haus?</p>  | <p>Auch der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat das so erinnert.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1988)</b> hat mir berichtet, dass sie während ihrer Tätigkeit als Erzieherin im Schwesternhaus geschlafen habe.</p>  |
|   | <p>E07 –<br/>Gab es ein sonstiges Haus, in dem die anderen Angestellten lebten? Welches Haus?</p>  | <p>E07 –<br/>Nach den Angaben von <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> hat es mit Ausnahme des Hauses für den Hausmeister keine Häuser für die Mitarbeiter gegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und <b>I. (1980 – 1990)</b> haben das ebenso erinnert.</p>   |
|   | <p>E08 –<br/>Wo lebte Dr. F. K. mit seiner Familie? War die Ehefrau von Dr. K., M., ebenfalls bei der Diakonie tätig? Haben die Kinder von Dr. K. einen Bezug zur Diakonie – damals und heute?</p> | <p>E08 –<br/>Laut <b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> hat Dr. K. mit seiner Familie im Ort Bad Sachsa und nicht auf dem Gelände der Einrichtung gelebt. Ein besonderer Bezug der Familie von Dr. K. zur Diakonie sei ihr nicht bekannt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> haben mir das ebenso berichtet.</p> |
|   | <p>E09 –<br/>Waren nur die Häuser 1, 2 und 3 für den Kurbetrieb?</p>   | <p>E09 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass auch die Häuser 4 und 5 nur für den Kurbetrieb genutzt worden seien. Im Haus 2 sei zusätzlich die Wäscherei untergebracht worden und im Haus 5 hätten sich die Schulräume befunden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und <b>I. (1980 – 1990)</b> haben mir von vergleichbaren Erinnerungen berichtet.</p>                   |
|   | <p>E10 –<br/>Nach welchen Kriterien wurden die Kinder auf die Häuser 1, 2, 3 verteilt?</p>   | <p>E10 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben davon erzählt, dass die Kinder nach ihrem jeweiligen Alter auf die Häuser verteilt worden seien. Im Haus 4 sei die sogenannte Zwergen-Gruppe untergebracht worden, d.h. die Kinder von 1-6, die noch nicht in die Schule gingen. Im Haus 5 habe sich die Schule befunden.<br/>Siehe dazu auch die Angaben v in Antwort A 02.</p>                            |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E11 –<br/>Was war im Haus 4 und 5?</p>   | <p>E11 –<br/>siehe Antworten zu E10 und E11</p>  |
|   | <p>E12 –<br/>Wie viele Ärzte und welche Ärzte waren im Kinderkrankenhaus und im Kurbetrieb tätig? Welche Fachrichtungen hatten die Ärzte? Welche ärztlichen Untersuchungen fanden während der (meist) 6-wöchigen Kuren statt? Wurden diese dokumentiert? War bei diesen Untersuchungen eine Diakonissin oder eine Kinderpflegekraft anwesend?</p> | <p>E12 –<br/>In Ermangelung von Personalaufstellungen im Diakonissen-Mutterhaus können dazu keine genauen Angaben gemacht werden. In dem von mir eingesehenen Kinderheil-Boten vom Juni 1952 ist aufgeführt, dass die Tätigkeit mit einer ärztlichen Ausstattung von einem Chefarzt und zwei Assistenz-Ärztinnen begonnen wurde. Weiterhin ist dort vermerkt, dass die damals durchschnittlich 179 Kinder von insgesamt 80 weiteren Mitarbeitenden, darunter auch Diakonissen, in der Einrichtung versorgt worden seien. Da es sich um ein Kinderkrankenhaus gehandelt hat, werden es vermutlich alles Kinderärzte bzw. Ärzte in der Ausbildung zum Kinderarzt gewesen sein.</p> <p><b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben mit erzählt, dass es während der Kuren zumindest eine Aufnahmeuntersuchung mit der Festlegung der Therapie und eine Abschlussuntersuchung gegeben habe. Daneben habe es regelmäßige ärztliche Visiten gegeben. Die Stationsleitungen hätten an den Visitenzimmer teilgenommen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat berichtet, dass die lungenkranken Kinder und Jugendlichen mindestens über ein ¼ Jahr, meistens aber noch deutlich länger, im Borntal behandelt worden seien. Herr Dr. W. sei wöchentlich zur Visite gekommen. Sie habe mit ihrer Kollegin die Visite insoweit vorbereitet, als sie die jeweiligen Krankenunterlagen auf die Betten der Kinder gelegt habe.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat sich nur an Dr. W. und an eine Frau Dr. B. erinnern können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir berichtet, dass es für 2 Häuser jeweils einen Arzt gegeben habe. Für die Klinik, somit die Häuser 6 + 7, habe es jeweils einen eigenen Arzt gegeben. Dann seien noch eine/n Oberärztin/arzt und den Chefarzt Herrn Dr. K. vor Ort gewesen. Es habe viele Arztwechsel gegeben. Oft seien die Ärzte im Rahmen ihrer Ausbildung für nur relativ kurze Zeit nach Bad Sachsa gekommen.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E12 –<br/>Wie viele Ärzte und welche Ärzte waren im Kinderkrankenhaus und im Kurbetrieb tätig? Welche Fachrichtungen hatten die Ärzte? Welche ärztlichen Untersuchungen fanden während der (meist) 6-wöchigen Kuren statt? Wurden diese dokumentiert? War bei diesen Untersuchungen eine Diakonissin oder eine Kinderpflegekraft anwesend?</p> | <p>Als bloßer Praktikant habe der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> nach seinen Angaben keinen Kontakt zu Ärzten und keinen Bezug zu medizinischen Fragen gehabt.</p> <p>Vergleichbares gilt für die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b>, die nach ihrer Erinnerung als Erziehungshelferin im Haus 3 letztlich auch kaum Kontakt zu Ärzten gehabt habe. Sie erinnere sich allein an den damaligen Chefarzt Dr. K..</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat mir gegenüber in höchsten Tönen von Herrn Dr. K. gesprochen, der sich immer sehr für die kranken Kinder eingesetzt habe. Er habe wie die Diakonissen niemals auf die Uhr geschaut, sondern jedes Kind geduldig und individuell behandelt und betreut. Ansonsten erinnere sie sich noch an den Namen von Herrn Dr. W..</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat berichtet, dass die Chefarztvisite einmal monatlich stattgefunden habe. Die/der Stationsärztin/Stationsarzt sei jedoch täglich im Haus gewesen. Eine regelrechte Visite habe es nach seiner Erinnerung einmal in der Woche gegeben. Zur Aufnahme und zur Entlassung der Kinder habe es regelmäßige Untersuchungen gegeben. Aus seiner Erinnerung habe es – gefühlt - in der Einrichtung immer genug Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gegeben. Insbesondere im Vergleich zu der heutigen Situation in der Pflege sei es ein durchaus angenehmes und entspanntes Arbeiten gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat sich neben dem Chefarzt Dr. K. an Herrn Dr. H. W. (und dessen Ehefrau P., deren Krankengymnastikstelle sie übernommen habe) sowie an einen aus Polen stammenden Arzt, Herrn Dr. B. erinnern können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat mir von ihren Erinnerungen an Herrn Dr. K., Herrn Dr. W. und an eine rumänische Ärztin mit den (phon.) Namen T. berichtet.</p> |
|---|--|---|

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E13 –<br/>Wo haben die Kurkinder gegessen?<br/>Jeweils in ihren Häusern oder zentral mit den anderen Kindern?</p> | <p>E13 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben die Kurkinder in ihren jeweiligen Häusern, die Diakonissen hingegen im Zentralgebäude gegessen.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat sich erinnert, dass die Mahlzeiten immer in den jeweiligen Häusern eingenommen worden seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir berichtet, dass die Kinder im jeweiligen Haus gegessen hätten. Sie als Mitarbeiter haben niemals mit den Kindern gegessen. Das wäre auch schon deswegen gar nicht gegangen, weil es noch viele zu fütternde Kinder auf der Station gegeben habe. Im Rahmen der freien Logis habe sie die Möglichkeit gehabt, zusammen mit den Diakonissen im Zentralgebäude zu essen. Davon habe sie aber immer weniger Gebrauch gemacht. Es sei ihr zu steif gewesen (Redeverbot und strikte Essenszeiten) und habe letztlich auch zu viel Zeit ihrer ohnehin nur sehr knappen Freizeit in Anspruch genommen.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat davon berichtet, dass die Kinder alle Mahlzeiten in den jeweiligen Häusern eingenommen hätten. Da sie zu den Kindern gehört habe, die abnehmen sollten, habe sie stets Hunger gehabt und nach Süßigkeiten gegiert.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir erzählt, dass sie am Anfang in der Einrichtung gegessen habe. Die Mahlzeiten seien im Zentralgebäude eingenommen worden. Man habe allerdings nicht am Tisch der Diakonissen sitzen dürfen. Vielmehr habe es für die anderen Mitarbeiter den eigenen Tisch gegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat diese Angaben bestätigt. Sie habe niemals etwas mit oder von den Kindern im Haus 2 essen dürfen. Vielmehr habe sie am Mitarbeitertisch im Zentralgebäude gegessen. Das sei aber zum einen recht teuer, aber zum anderen auch sehr zeitaufwendig und nervig gewesen. Man habe eigentlich am Tisch mit anderen nicht sprechen dürfen. Darüber hinaus seien vor und nach dem Essen Tageslosungen und Gebete vorgelesen worden. Das habe schon viel Zeit in Anspruch genommen. Sie habe daher nur kurze Zeit im Zentralgebäude gegessen und sich anschließend selbst versorgt.</p> |
|---|--|--|

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E13 –<br/>Wo haben die Kurkinder gegessen?<br/>Jeweils in ihren Häusern oder zentral mit den anderen Kindern?</p>  | <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat die Angaben von Sr. R. bestätigt. Die Mitarbeiter hätten weder mit den Kindern noch mit den Diakonissen gegessen. Man habe als Mitarbeiter zwar grundsätzlich die Möglichkeit erhalten, mit den Diakonissen im Zentralgebäude zu essen. Das Essen sei jedoch recht teuer gewesen, sodass von dieser Möglichkeit nur sehr vereinzelt Gebrauch gemacht worden sei.</p> <p>Als Praktikant mit freier Kost und Logis habe der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hingegen an den Mahlzeiten der Diakonissen – wenn auch an einem gesonderten Tisch - teilgenommen.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> und die <b>Betroffene L. (1982)</b> haben mir jeweils berichtet, dass die Kinder und Jugendlichen ihr Essen in den Häusern eingenommen hätten.</p>   |
|   | <p>E14 –<br/>War in jedem der Häuser 1-3 nachts eine Nachtschwester?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Das stimmt nicht. Als ich 2018 zum Gespräch mit dem damaligen Pastor und einer Diakonisse im Mutterhaus war, hat die Diakonisse gesagt, dass das Haus 1 + 2 von einer Person nachts beaufsichtigt waren und der Arzt, der mich regelmäßig geholt hat, das gewusst haben muss.</p> | <p>E14 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben mir erzählt, dass es in den Häusern des Kurbetriebs für jedes Haus eine eigene Nachtwache, in der Regel Dauernachtwachen, gegeben habe. Auch auf den Vorhalt sind die Diakonissen dabei geblieben, dass es für jedes Haus eine eigene Nachtwache gegeben habe. Man habe die Kinder doch nicht einfach allein lassen dürfen. Darüber hinaus hätten auch die häufiger auftretenden Infektionskrankheiten (Windpocken pp.) eine Trennung der Häuser unbedingt erforderlich gemacht. Nach Angaben von Sr. R. habe es sich nicht immer um 3-jährig ausgebildete Kinderkrankenschwestern gehandelt. In den beiden Klinikhäusern 6 und 7 hätten hingegen immer nur examinierte Nachtwachen gearbeitet.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat berichtet, dass nachts immer eine Schwester im Haus gewesen sei. Diese habe sich in der Nähe des Isolierzimmers aufgehalten. Dorthin sei man bei besonders schlechtem Gesundheitszustand, aber gelegentlich auch aus disziplinarischen Gründen gekommen. „Dann kommst Du ins Isolierzimmer“.</p> <p>Aus der Zeit <b>1960 - 1961 hat die Mitarbeiterin A.</b> es so erinnert, dass es keine eigenständigen Nachtwachen gegeben habe. Vielmehr sei die Nachtwache durch die für die jeweilige Station zuständige Diakonisse durchgeführt worden. Diese habe auf der</p> |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E14 –<br/>War in jedem der Häuser 1-3 nachts eine Nachtschwester?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Das stimmt nicht. Als ich 2018 zum Gespräch mit dem damaligen Pastor und einer Diakonisse im Mutterhaus war, hat die Diakonisse gesagt, dass das Haus 1 + 2 von einer Person nachts beaufsichtigt waren und der Arzt, der mich regelmäßig geholt hat, das gewusst haben muss.</p> | <p>Ebene der Kinder ihr Zimmer gehabt und bei offener Tür geschlafen. Sie habe mit der weiteren Mitarbeiterin dafür Sorge getragen, dass die Kinder ins Bett gekommen und eingeschlafen seien. Danach seien sie so gegen 21.00 Uhr nach oben unter das Dach in ihr Zimmer gegangen. Anschließend sei die Stationsdiakonisse für die Nachtwache in diesem Haus zuständig gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat sich in unserem Gespräch sehr sicher daran erinnert, dass es für jedes Haus eine eigene Nachtwache gegeben habe. Die kranken Kinder hätten ja beaufsichtigt werden müssen. Sie selbst habe auch jeweils vierwöchige Nachtwachen in ihrem Haus machen müssen. Das sei jeweils sehr anstrengend gewesen. Man habe Fieber messen müssen, teilweise Analabstriche machen und dann auch noch im Keller die Holzkohle für die Heizung nachschaukeln müssen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat dazu erklärt, dass es zu ihrer Zeit in jedem Haus eine eigene Nachtwache gegeben habe.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir erzählt, dass nach ihrer Erinnerung nachts niemand im Haus gewesen sei. Sie habe sich allein und ungeschützt gefühlt.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen G. (1973)</b> habe es für die Häuser 1 und 2 nur eine Nachtwache gegeben. Das sei ihr vor wenigen Jahren sogar von einer der Diakonissen so bestätigt worden.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat mir davon berichtet, dass es für das Haus 2, in dem er immer untergebracht gewesen sei, jeweils eine eigene Nachtschwester gegeben habe, die die gesamte Nacht im Haus verbracht habe.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1989)</b> hat erzählt, dass die Nachtwache im Haus 3 ausschließlich für dieses Haus zuständig gewesen sei. Das wisse sie deshalb so genau, weil sie teilweise selbst als Nachtwache eingesetzt worden sei. Sie habe diese Nächte stets als Angst machend erlebt. Im alten Haus habe es überall Geräusche gegeben, die ihr sehr unheimlich gewesen seien. Sie sei niemals gleichzeitig auch für andere Häuser zuständig gewesen.</p> |
|---|---|---|

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E14 –<br/>War in jedem der Häuser 1-3 nachts eine Nachtschwester?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Das stimmt nicht. Als ich 2018 zum Gespräch mit dem damaligen Pastor und einer Diakonisse im Mutterhaus war, hat die Diakonisse gesagt, dass das Haus 1 + 2 von einer Person nachts beaufsichtigt waren und der Arzt, der mich regelmäßig geholt hat, das gewusst haben muss.</p> | <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> haben mir ebenfalls berichtet, dass es für jedes Haus eine Nachtwache gegeben habe. Auf meine Nachfrage hat der ebenfalls im Jahr <b>1973</b> als Kind im Borntal untergebrachte <b>Mitarbeiter E.</b> erklärt, dass auch damals jeweils eine eigene Nachtwache tätig gewesen sei. Eine Nachtwache für beide Häuser wäre aus seiner Sicht auch gar nicht möglich gewesen, da die Eingänge beider Häuser ca. 200 Meter auseinander gelegen hätten.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir erzählt, dass jedes Haus eine eigene Nachtschwester gehabt habe. Das wisse sie genau, da sie selbst auch Nachtwachen übernehmen müssen. Sie habe sich mit ihren gerade 18 Jahren damals sehr allein gefühlt.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mir berichtet, dass es in jedem Fall nachts für jedes Haus eine eigene Nachtwache gegeben habe. Wenn man nachts aufgewacht sei, habe man sich dorthin wenden können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> hat darauf hingewiesen, dass nach ihrer Kenntnis jedes Haus seine eigene Nachtwache gehabt habe.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Betroffene L. (1982)</b>, die mir davon erzählt hat, dass nachts immer eine Nachtschwester im Haus gewesen sei. Diese sei auch nicht zeitweilig in anderen Häusern gewesen.</p> |
|   | <p>E15 –<br/>Gibt es Beschwerdebriefe von Eltern? Wer hat Einsicht in die Heimaufsichtsakten? Wo sind diese archiviert?</p>   | <p>E15 –<br/>Im Diakonissen-Mutterhaus habe ich in den Archiven keine Briefe mit Beschwerden der Eltern oder der Heimaufsicht gefunden. Auch die Akten der Heimaufsicht dürften 30 Jahre nach Schließung des Heimes nicht mehr existieren. Gleiches dürfte für Beschwerdebriefe an die Kostenträger bzw. die einweisenden Ärzte gelten.</p> <p><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben mir dazu erzählt, dass die Einrichtung im Borntal regelmäßig staatlich kontrolliert worden sei. Jährlich seien unangemeldete Kontrollen durch den Amtsarzt des Gesundheitsamtes, den Apotheker und die Kostenträger durchgeführt worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat darauf hingewiesen, dass es für den von ihr geleiteten Bereich im Haus 2 eigentlich keine Beschwerden gegeben habe.</p>   |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E15 –<br/>Gibt es Beschwerdebriefe von Eltern? Wer hat Einsicht in die Heimaufsichtsakten? Wo sind diese archiviert?</p>   | <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat sich ebenfalls nicht an Beschwerdebriefe erinnert. Vielmehr habe sie selbst heute noch die Geschenke von den Kindern und deren Eltern. Die Diakonissen hätten allerdings deutlich mehr Geschenke von den Kindern bekommen als sie selbst. Viele der Kinder, die aus der näheren Umgebung in die Einrichtung gekommen seien, seien immer wieder dorthin zu Besuch gekommen. Es habe auch viele Wiederholer gegeben.</p>   |
|   | <p>E16 –<br/>Gibt es eine Art Arbeitsanweisung bzw. ein Programm für den Kurbetrieb? Welche Freizeitangebote gab es? Wurden die Kinder beschult? Wenn ja, von wem und wo? Gab es Bibelstunden oder Gottesdienste? Gab es gemeinsame Veranstaltungen aller Kurkinder der Häuser 1 bis 3?<br/><br/>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Das stimmt jedenfalls für 1973 nicht, wir wurden alle zusammen in Haus 1 beschult. Spielbereich draußen durften wir nicht nutzen, wir durften nur am Sonntagnachmittag raus zum Spaziergehen. Ansonsten nur in Haus 1, es sei denn zu ärztlichen Untersuchungen in ein anderes Haus.</p> | <p>E16 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass es weder feste Arbeitsanweisungen noch ein festes, regelmäßiges Tages- und /oder Wochenprogramm gegeben habe. Jedes Haus habe über eigene Spielbereiche (innen und außen) verfügt, die mit altersadäquatem Spielzeug ausgestattet gewesen seien. Für die Kinder habe es keine gemeinsamen Bibelstunden oder Gottesdienste gegeben. Die bereits schulpflichtigen Kinder seien während des Aufenthalts beschult worden. Im Haus 5 habe es dafür Schulräume gegeben, in den die dafür extra eingestellten Lehrerinnen ihren Unterricht erteilt hätten.<br/><br/>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir von keinen Erinnerungen an etwaige Gottesdienste oder besondere Gebete während ihres Aufenthalts berichten können. Ihr Tag habe aus den üblichen Mahlzeiten, äußerst vielen Ruhestunden sowie ein wenig Spaziergehen und Spielen bestanden. Schule habe es zwar gegeben, aber nur sehr selten. Sie habe im Nachgang ihres Aufenthalts jedenfalls die Klasse wiederholen müssen.<br/><br/>Auch die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat von einem eher öden Alltag ohne Abwechslung und nur wirklich seltenen Spaziergängen erzählt. Es seien sehr viele kirchliche Lieder gesungen und es sei viel über den Glauben gesprochen worden. Eine Teilnahme an regelrechten Gottesdiensten erinnere sie nicht. Sie erinnere sich indes gut an regelmäßigen Schulunterricht. Dieser sei nämlich jeweils am Dienstag von einer Lehrerin namens Frau Dienstag durchgeführt worden. Viel gelernt habe man jedoch nicht, da der Leistungsstand innerhalb der Gruppe viel zu unterschiedlich gewesen sei. Die Lehrerin sei aber sehr nett und freundlich zu ihr und den übrigen Kindern gewesen.</p> |

**1971**, damals  
8-jährige Betroffene  
(S. 6 + S. 125)

- noch E16 –  
Gibt es eine Art Arbeitsanweisung bzw.  
ein Programm für den Kurbetrieb? Welche  
Freizeitangebote gab es? Wurden die  
Kinder beschult? Wenn ja, von wem und  
wo? Gab es Bibelstunden oder Gottes-  
dienste? Gab es gemeinsame Veranstal-  
tungen aller Kurkinder der Häuser  
1 bis 3?

Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten  
der Betroffenen: Das stimmt jedenfalls für  
1973 nicht, wir wurden alle zusammen in  
Haus 1 beschult. Spielbereich draußen  
durften wir nicht nutzen, wir durften nur  
am Sonntagnachmittag raus zum Spazie-  
rengehen. Ansonsten nur in Haus 1, es  
sei denn zu ärztlichen Untersuchungen in  
ein anderes Haus.

Die **Betroffene C. (1958)** hat sich neben dem Tischgebet insbesondere an eine ihr  
übertragene Sonderaufgabe erinnert. So sei sie täglich in die Verwaltung gegangen  
und habe von dort die Akten der Station abgeholt. Am Anfang sei sie sehr unsicher  
gewesen. Aber sie habe sich daran gewöhnt. In der Schule habe sie nicht wirklich viel  
gelernt. Jedenfalls sei es für sie durchaus mühsam gewesen, nach der Entlassung  
all das Versäumte nachzuholen. Sie sei allerdings gut in der Schule gewesen, sodass  
sie eine mehr als 6-monatige Abwesenheit von der Schule erfreulicherweise ohne die  
Wiederholung der Klasse überstanden habe.

Die **Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)** hat mir von Bibelstunden und dem Vorlesen von  
Bibeltexten für die Kinder erzählt. Gottesdienste habe es für die Kinder nicht gegeben. Sie  
erinnert sich auch nicht an Schulunterricht für die lungenkranken Kinder.

Die **Mitarbeiterin C. (1968 - 1991)** hat von vielfältigen Aktivitäten mit den Kindern,  
vor allem auch draußen berichtet. Man habe sie intensiv beschäftigen müssen. Dafür  
habe es eine Vielzahl von Möglichkeiten gegeben (Tischtennis, Billard, Kegeln pp.). Zur  
Tagesstruktur hätten allerdings auch der Schulunterricht sowie das tägliche Gespräch  
(Vorlesen eines religiösen Textes pp.) sowie die strikte zweistündige Ruhezeit nach dem  
Mittagessen gehört.

Laut der **Betroffenen F. (1973)** habe es – wohl auch Wetter bedingt - wenig Außen-  
aktivitäten gegeben. Vor dem Essen sei stets gebetet worden. An Gottesdienste habe sie  
keine Erinnerungen.

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E16 –<br/>Gibt es eine Art Arbeitsanweisung bzw. ein Programm für den Kurbetrieb? Welche Freizeitangebote gab es? Wurden die Kinder beschult? Wenn ja, von wem und wo? Gab es Bibelstunden oder Gottesdienste? Gab es gemeinsame „Veranstaltungen“ aller Kurkinder der Häuser 1 bis 3?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Das stimmt jedenfalls für 1973 nicht, wir wurden alle zusammen in Haus 1 beschult“. Spielbereich draußen durften wir nicht nutzen, wir durften nur am Sonntagnachmittag raus zum Spazierengehen. Ansonsten nur in Haus 1, es sei denn zu ärztlichen Untersuchungen in ein anderes Haus.</p> | <p>Auch die <b>Betroffenen G. (1973)</b> erinnert wenig Aktivitäten. Spaziergänge habe es eigentlich nur am Sonntag gegeben. Ansonsten habe man drinnen gesessen und gelegentlich gespielt. Ganz selten habe es auch Schule gegeben, in der man allerdings kaum etwas gelernt habe. Nach ihrer Rückkehr habe ihre Mutter viel damit zu tun gehabt, dass sie und ihre Schwester die während des Aufenthalts entstandenen Lücken aufgeholt hätten. Das sei leider nicht gelungen, sodass sie die Klasse hätten wiederholen müssen.</p> <p>Der <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b> hat mir von vielen Aktivitäten berichtet. Es habe zudem auch eine wohl wöchentliche Bibelstunde und ganz seltene Gottesdienste gegeben. So erinnere er einen Gottesdienst im Bad Herzberg.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen I. (1975)</b> habe es im Sommer, in dem sie in der Einrichtung im Borntal gewesen sei, viele Aktivitäten draußen gegeben. Sie erinnere eine Rasenfläche und einen eigenen Spielplatz für das Haus. Sie sei mit den anderen Kindern auch in eine außerhalb gelegene Turnhalle gegangen und man habe gelegentlich den Ort besucht. Religion habe – aus ihrer Sicht als Katholikin - keine große Rolle gespielt. Es habe nicht einmal eine gemeinsame Sonntagsmesse gegeben.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977-1980)</b> hat sich gut an ein detailliertes Programm für die Kinder, die zum Abnehmen in die Einrichtung gekommen seien, erinnern können. Er habe jedoch keine Erinnerung mehr daran, dass täglich religiöse Losungen verlesen worden seien. Aus seiner Sicht habe nur ein regelmäßiges Mittagsgebet gegeben. Ein gemeinsamer Gottesdienst sei ihm ebenfalls nicht im Gedächtnis geblieben. Er erinnere sich an eine wöchentliche Bibelstunde, die jedoch grundsätzlich für die Mitarbeiter gedacht gewesen sei. Hinsichtlich seiner eigenen Zeit als Verschickungskind (<b>1973</b>) erinnere er sich nicht genau, wo seine Beschulung stattgefunden habe. Auf jeden Fall auf dem Gelände und nicht in Haus 2, in dem er gewohnt habe. Für seine eigene Zeit als Verschickungskind erinnere er sich auch daran, dass deutlich häufiger als nur am Sonntag Außenaktivitäten stattgefunden hätten. Solche hätten allerdings nur dann stattfinden können, wenn ein Mitarbeiter mit nach draußen gehen konnte und nicht durch die Betreuung der im Haus verbleibenden Kinder gebunden gewesen sei. Nach seiner Erinnerung sei man als Kind nicht verpflichtet gewesen, nach draußen zu gehen.</p> |
|---|--|---|

|  |  |   |
|--|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125))</p> | <p>- noch E16 –<br/>Gibt es eine Art Arbeitsanweisung bzw. ein Programm für den Kurbetrieb? Welche Freizeitangebote gab es? Wurden die Kinder beschult? Wenn ja, von wem und wo? Gab es Bibelstunden oder Gottesdienste? Gab es gemeinsame „Veranstaltungen“ aller Kurkinder der Häuser 1 bis 3?</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat berichtet, dass den älteren Kindern im Haus 4 (5 + 6 Jahre) einmal täglich aus dem Leben von Jesus erzählt worden sei.</p> <p>Hinsichtlich der <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> siehe zunächst die Angaben zu A14 - A15. Sie hat mir zudem von regelmäßigen Andachten bzw. religiösen Erzählungen in den jeweiligen Häusern berichtet. Einen zentralen Gottesdienst habe es für die Kinder nicht gegeben.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mir berichtet, dass es vor und nach jeder Mahlzeit ein Gebet o.ä. gegeben habe.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat sich daran erinnert, dass es für die Behandlung der unter Adipositas leidenden Kinder ein genaues Programm (mit sinkender Kalorienzufuhr sowie sich steigernden Obst- und Gemüsetagen) gegeben habe. Nach seiner Erinnerung habe es für die Kinder aus den Häusern 1 – 3 einmal wöchentlich einen Gottesdienst in den Räumlichkeiten der Schule gegeben. Darüber hinaus sei es zumindest im Haus 2 so gewesen, dass den Kindern einmal am Tag die sog. Tageslosung oder ein Bibeltext vorgelesen worden sei. Nach seiner Erinnerung sei man so oft wie möglich mit den Kindern und Jugendlichen nach draußen gegangen, damit diese sich hätten austoben können. Das sei keinesfalls nur am Wochenende geschehen. Man habe mit den Kindern auch das Schwimmbad und die Gymnastikhalle genutzt.</p> |
|  | <p>E17 –<br/>Wer hat die Gruppenfotos und die kleinen Karton-Fotobücher gemacht?</p>   | <p>E17 –<br/><b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben erzählt, dass alle Mitarbeitenden und auch die Diakonissen gelegentlich fotografiert hätten. Das gelte auch die Eltern beim Bringen und Abholen der Kinder. Dieses sei jedoch nur bei Gelegenheit geschehen. Ein planvolles Vorgehen insoweit sei ihr jedenfalls nicht bekannt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir erzählt, dass sie noch Fotos aus der damaligen Zeit habe, die von den Kindern selbst gemacht worden seien. Sie sei bereit, diese auf Wunsch zur Einsicht zur Verfügung zu stellen.</p>  |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E18 –<br/>Wer hat die Bus-/Bahnfahrten und die An- und Abreisen begleitet?</p> <p>Anmerkung von Seiten der Betroffenen:<br/>Das stimmt nicht. Fakt ist ein Brief von Schwester E. W., die schreibt, dass sie selbst des Öfteren diese Fahrten begleitet hat.</p> | <p>E18 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> sind die An- und Abreisen mit Bus oder Bahn nicht regelhaft von der Einrichtung begleitet worden. Dies sei grundsätzlich durch Dritte erfolgt. Sr. R. ist trotz des zitierten Briefs bei ihrer Darstellung geblieben. Allerdings wären in Einzelfällen die An- und Abreisen auch von Diakonissen begleitet worden. Das sei z.B. dann der Fall gewesen, wenn die Diakonissen damit die Transporte für Heimfahrten zur Familie hätten nutzen können.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir berichtet, dass die Diakonissen und sonstigen Fachkräfte grundsätzlich nicht in die An- und Abreise der Kinder eingebunden gewesen seien. Wenn allerdings Not am Mann gewesen sei, habe man jedoch auch ausgeholfen und Gruppen bei der An- und Abreise begleitet.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat erzählt, dass die Kinder im 6-Wochenrhythmus gewechselt hätten. Sie seien entweder von ihren Eltern gebracht worden oder seien mit der Bahn gekommen. Vom Bahnhof aus seien sie dann mit dem Bus abgeholt worden.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat das ebenso erinnert.</p> |
|   | <p>E19 –<br/>Haben alle Diakonissen, die im Borntal gearbeitet haben, auch einen Teil ihrer Ausbildung im Seehospiz auf Norderney absolviert?</p>   | <p>E19 –<br/>Laut <b>Sr. R.</b> haben nicht alle Diakonissen in Norderney gelernt. Manche hätten ihre Ausbildung bereits von anderen Schulen mitgebracht. Seit 1969 hätten alle Schülerinnen, die in Norderney ihre Ausbildung gemacht hätten, ein Jahr ihrer praktischen Ausbildung im Klinikbereich (Häuser 6 + 7) in Bad Sachsa absolvieren müssen. In Bad Sachsa habe es dafür extra auch eine qualifizierte Unterrichtsschwester gegeben, die den praktischen Unterricht durchgeföhrt und die ganzen Schülerinnen betreut habe. Daneben hätten viele der Ärzte Unterricht in Anatomie und Krankheitslehre erteilt.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir erzählt, ebenfalls ihre Ausbildung in den 60er Jahren im Seehospiz in Norderney absolviert zu haben.</p>   |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>E20 –<br/>Wurden ärztliche Untersuchungen, Medikamentengaben, akut auftretende Krankheiten dokumentiert?</p>  | <p>E20 –<br/>Derartige Dokumentationen dürfte es vermutlich haben gegeben: siehe auch Angaben zu A16 und B04. Grundsätzlich werden – auch heute – derartige Dokumentationen in den Akten der jeweiligen Patienten und Patientinnen vorgenommen. Nach meinen Prüfungen sind solche im Diakonissen-Mutterhaus, was angesichts des Zeitablaufs ohne Weiteres als nachvollziehbar angesehen werden kann.</p>   |
|   | <p>E21 –<br/>Wem wurden die Kurberichte bzw. „Erfolge“ übermittelt? Den Krankenkassen? Den Entsendestellen? Der BfA? Den Jugendämtern? Den Eltern?</p>   | <p>E 21 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass nach dem Ende der Behandlungen und Kuren jeweils Abschlussberichte erstellt worden seien. Es sei zu vermuten, dass die Berichte zumindest an die einweisenden Ärzte und an die Kostenträger, ggf. auch an die Eltern der Kinder gegangen seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> geht nach ihrer Erinnerung davon aus, dass die Abschlussberichte, die stets von den Ärzten abgefasst worden seien, jeweils an die ärztlichen Kolleginnen und Kollegen gegangen seien, die die Kinder eingewiesen hätten. Direkte Briefe an die Rentenversicherungsträger erinnere sie jedenfalls nicht.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat das ebenso erinnert.</p>  |
|   | <p>E22 –<br/>Gab es eine Briefzensur an die Eltern oder sonstigen Angehörigen der Kurkinder? Wurden die Briefe vordiktiert? Mussten die Kurkinder den Text abschreiben? Wurden die Päckchen/Pakete/Briefe der Eltern an die Kurkinder zurückgehalten bzw. weggenommen?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Von der damals 12-Jährigen (Jahr 1973) weiß ich, dass der Text diktiert wurde und wenn jemand etwas</p> | <p>E22 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass es keine verordnete Zensur gegeben habe. Allerdings seien die Briefe und Postkarten von den Mitarbeitern zur Post gegeben worden. Für die Kinder, die noch nicht schreiben konnten, habe man die Briefe in deren Namen geschrieben. Es sei üblich gewesen, dass die Pakete und Päckchen gemeinsam mit dem jeweiligen Kind geöffnet worden seien. Etwaig dort befindliche Süßigkeiten seien vielfach „vergemeinschaftet“ worden, damit auch die Kinder, deren Eltern keine Pakete verschickt hätten, nicht traurig mit bloßen Händen hätten dastehen mussten.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955-1956)</b> hat sich daran erinnert, dass ihre Eltern in ihrem Namen geschriebene Briefe erhalten hätten, dass es ihr gut gehe. Sie hat zudem berichtet, dass die Pakete für die Kinder unter Verschluss gehalten worden seien. Die darin enthaltenen</p> |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>darauf geschrieben hat, was nicht gewollt war, wurde der Brief/die Karte vor aller Augen zerrissen und das Kind diffamiert. Ich selbst bin erst ein paar Wochen in die 1. Klasse vorher gegen und konnte noch nicht schreiben.</p> | <p>Süßigkeiten habe es für alle nur am Sonntag gegeben. Ein Stückchen Schokolade sei ein wirkliches Highlight gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat berichtet, dass es einer Zensur nicht bedurft habe. Um ihre Eltern nicht zu beunruhigen, habe sie ohnehin nur die positiven Dinge berichtet. Pakete und Briefe ihrer Eltern habe sie ungeöffnet erhalten. Die in den Paketen enthaltenen Dinge habe sie teilweise für sich behalten dürfen; einiges habe sie aber auch für die anderen Kinder abgeben müssen.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat mir erzählt, dass es sehr wohl eine Briefzensur gegeben habe. Sie habe daher, weil sie damals schon habe gut lesen und schreiben können, für die anderen Kinder unzensurierte Briefe und Karten geschrieben. Diese habe sie dann an der Kontrolle vorbei irgendwo eingeworfen. Allerdings wisse sie heute gar nicht mehr, wo sie die Karten eingeworfen habe, und sie habe auch nicht über Briefmarken verfügt. Weiterhin ist der Betroffenen D. die damals übliche Vergemeinschaftung von Geschenken vertraut.</p> <p>Die <b>Betroffenen C. (1958)</b> hat sich auch an die „vergemeinschafteten“ Süßigkeiten erinnert. Man habe sich über ein Stück Schokolade o.ä. immer sehr gefreut. Für die Briefe und Karten an die Eltern habe es feste Uhrzeiten und Tage gegeben. Natürlich habe man nichts Schlechtes geschrieben. Meist nur: Mir geht es gut. Wie geht es Euch? Es sei einem schon bewusst gewesen, dass der Inhalt der Karten (mit-)gelesen werden konnte.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir erzählt, dass die kranken Kinder nur sehr wenige Briefe und Pakete erhalten hätten. Sie erinnert sich nicht, für die Kinder Briefe geschrieben zu haben. Diese hätten selbst noch nicht schreiben können.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat berichtet, dass sie mit den Kindern und Jugendlichen zur Bewältigung des Heimwehs gemeinsam an deren Eltern geschrieben habe. Eine Zensur habe auch nicht stattgefunden. Sie habe den Kindern keinesfalls den Text vorgegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b> hat keine Zensur der geschriebenen bzw. der eingehenden Briefe erinnern können.</p> |
|---|---|---|

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E22 –<br/>Gab es eine Briefzensur an die Eltern oder sonstigen Angehörigen der Kurkinder? Wurden die Briefe vordiktiert? Mussten die Kurkinder den Text abschreiben? Wurden die Päckchen/Pakete/Briefe der Eltern an die Kurkinder zurückgehalten bzw. weggenommen?</p> | <p>Laut der <b>Betroffenen F. (1973)</b> sind jeweils freitagvormittags Karten an die Eltern geschrieben worden. Der Text sei von Sr. Elisabeth damals vorgegeben worden. Die Texte seien von dieser auch kontrolliert worden. Sie erinnere eine Situation, in der ein Mädchen auf die Karte geschrieben habe, dass es nach Hause wolle. Die Karte sei zerrissen und das Mädchen ins Gesicht geschlagen worden. Sie selbst habe nichts geschrieben, da sie keine Lügen habe schreiben wollen. Das Nichtschreiben von Briefen sei bei ihr als Heimkind allerdings auch akzeptiert worden.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat mir erzählt, dass er im Laufe der Zeit zahlreiche Briefe an seine Eltern geschrieben habe. Deren Inhalt sei niemals kontrolliert worden. Er sei auch niemals zu besonders positiven Berichten über die Situation (z.B. zur Beruhigung der Eltern) animiert worden.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat sich erinnert, dass er <b>1973</b> in seiner Zeit als etwa 12-jähriges Verschickungskind immer eigenständig geschrieben und die Briefumschläge selbstständig zugeklebt habe. An eine irgendwie geartete Kontrolle könne er sich nicht erinnern.</p> <p>Die <b>Betroffene I. (1975)</b> und die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> haben übereinstimmend berichtet, dass im Haus 4 von den kleinen Kindern, bzw. für diese keine Karten oder Briefe geschrieben worden seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat es nach ihrer Erinnerung durchaus für möglich gehalten, dass die von den Mädchen selbst geschriebenen Briefe noch geöffnet an die Verwaltung gegangen und dann erst von dort frankiert worden seien. Genauere Erinnerung habe sie dazu allerdings nicht.</p> <p>Laut der <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> seien während des Unterrichts keine Briefe an die Eltern geschrieben worden.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> geht davon aus, dass sowohl die Briefpost als auch die Telefonate mit den Eltern kontrolliert worden seien. Das habe er so im Gefühl. Das Mitlesen der Postkarten an die Eltern sei ja auch kein Problem gewesen. Er sei sich zudem sicher, dass auch seine eingehende Post geöffnet worden sei. Er habe von seiner Mutter regelmäßig Heftchen zum Lesen bekommen.</p> |
|---|---|---|

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1971</b>, damals 8-jährige Betroffene (S. 6 + S. 125)</p> | <p>- noch E22 –<br/>         Gab es eine Briefzensur an die Eltern oder sonstigen Angehörigen der Kurkinder? Wurden die Briefe vordiktiert? Mussten die Kurkinder den Text abschreiben? Wurden die Päckchen/Pakete/Briefe der Eltern an die Kurkinder zurückgehalten bzw. weggenommen?</p>   | <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> hat sich an gar keine gemeinschaftlich geschriebenen Briefe erinnern können. Sie habe während ihrer beiden Aufenthalte als Betroffene (<b>1979 + 1985</b>) aber auch keinen Anlass gehabt, ihren Eltern Briefe zu schreiben, da diese sie jedes Wochenende besucht hätten. Nach ihrer Erinnerung seien zu ihrer Zeit jederzeit – auch während der Woche – Besuche möglich gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir davon berichtet, dass sehr auf den Inhalt der geschriebenen Postkarten geachtet worden sei. Man solle nichts von etwaigem Heimweh pp. berichten, damit sich die Eltern keine Sorgen machten.</p>   |
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p>         | <p>F01 –<br/>         Welche pädagogische Ausbildungen hatten die Diakonissen?</p>   | <p>F01 –<br/> <b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass soweit die Diakonissen nicht selbst über eine Ausbildung als Erzieherin verfügt hätten, deren pädagogische Kenntnisse nur aus der Ausbildung als Kinderkrankenschwester hätten stammen können. In dieser Ausbildung seien allerdings üblicherweise pädagogische Inhalte vermittelt worden. In der Krankenpflegeschule in Norderney sei der diesbezügliche Unterricht durch ausgebildete Psychologen erteilt worden.</p>   |
|   | <p>F02 –<br/>         Gibt es Wirtschaftsberichte über Einnahmen und Ausgaben für die Kinder, insbesondere die Verpflegung, die Unterbringung, die Betreuung, die ärztlichen Untersuchungen, gesundheitliche Anwendungen?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Dies ließe sich anhand der Statischen Jahrbücher evaluieren. Diese sind ab dem Jahr 1952 im Kreisarchiv Osterode zu finden. Die Stadt Bad Sachsa wollte den Betreibenden von</p> | <p>F02 –<br/>         Ich habe bei den vorhandenen Unterlagen im Diakonissen-Mutterhaus keine gesonderten Berichte über die Einnahmen der inzwischen seit 30 Jahren geschlossenen Einrichtung gefunden. Diese lassen sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch nicht aus etwaigen statistischen Jahrbüchern der Stadt Bad Sachsa entnehmen. Die Einnahmen der Stadt aus der Erhebung der Kurtaxe für die betreuten Verschickungskinder dürfte nicht für jedes der vielen Heime einzeln ausgewiesen sein. Aus den von mir im Diakonissen-Mutterhaus vorgefundenen Unterlagen über die über einen längeren Zeitraum unternommenen Bemühungen zur Verhinderung der drohenden Schließung der Einrichtung ist allerdings erkennbar, dass die Einrichtung im Borntal seit 1977 durchgehend Verluste produziert hat. Diese wurde vom Diakonissen-Mutterhaus übernommen. Aus den dortigen Unterlagen ist zudem ersichtlich, dass im letzten Jahrzehnt des Betriebs der Einrichtung die Auslastung des Krankenhausbereichs unter 60% und die des Kurbereichs sogar unter 50% lag. Die immer geringer werdende Auslastung der Einrichtung war sehr wahrscheinlich einer der Gründe für die Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>Kinderkurheimen keine Kurtaxen-pauschale gewähren, sondern die Kurtaxe pro Kind pro Tag. Wie kam es zu der wirtschaftlichen Verschlechterung?</p> | <p>Ein weiterer Grund mag der Rückgang in der Zahl der tätigen Diakonissen gewesen sein. Diese waren für das Diakonissen-Mutterhaus natürlich günstige Arbeitskräfte – siehe auch F 17.</p>   |
|   | <p>F03 –<br/>Welche Medikamente wurden ausgegeben und wozu? Diagnosen? Alle Namen!</p>   | <p>F03 –<br/>Weder <b>Sr. R.</b> noch sonst einer der Mitarbeitenden haben mir dazu etwas sagen können. Welche Medikamente von den jeweiligen Ärzten im Einzelfall wegen welcher Diagnosen verordnet worden sind, ließe sich nur den Eintragungen in den jeweiligen Patientenakten entnehmen. Nach meiner Recherche sind solche aber im Diakonissen-Mutterhaus nicht mehr vorhanden. Patientenakten werden üblicherweise ebenfalls nur für 10 Jahre aufbewahrt. Die Einrichtung ist seit über 30 Jahren geschlossen.</p>  |
|   | <p>F04 + F05 -<br/>Strafenkatalog – Welche Strafen gab es bei welchen Vergehen?<br/>Belohnungskatalog – Wie und für was wurden Kinder belohnt?</p>   | <p>F04 + F05 –<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> hat es weder einen Strafen- noch einen Belohnungskatalog gegeben.</p> <p>Dies wird auch von der <b>Betroffenen D. (1958)</b> so gesehen. Vielmehr seien etwaige Strafen völlig willkürlich erfolgt. Man habe sich auf nichts einstellen können. Die Kinder seien auch ungleich behandelt worden. Es habe z.B. in ihrem Haus eine Schaustellertochter gegeben, die habe sich nahezu alles erlauben dürfen. Sie hingegen sei einmal zum Zeitpunkt ihres Geburtstages bestraft worden. Üblicherweise seien die Kinder an ihrem Geburtstag durch einen von den übrigen Kindern auf der Station gebildeten Tunnel gegangen, und man habe für das Kind ein eigenes Geburtstagslied gesungen. Für sie habe man das – vermutlich als Strafe – nicht gemacht.</p> <p>Außer an das Streichen des Spaziergangs hat die <b>Betroffene C. (1958)</b> an keine konkrete Strafe noch eine Erinnerung.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin A. (1960/1961)</b>, die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b>, die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b>, die <b>Mitarbeiterin D. (1969 -1971)</b>, der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b>, die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b>, die</p> |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>- noch F04 + F05 -<br/>Strafenkatalog – Welche Strafen gab es bei welchen Vergehen? Belohnungskatalog – Wie und für was wurden Kinder belohnt?</p> | <p><b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b>, die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> und die <b>Betroffene L. (1982)</b> haben sich an einen Strafen- und/oder Belohnungskatalog nicht erinnern können.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir von deutlichen, allerdings nicht regelhaften, sondern eher willkürlichen Strafen berichtet; wie z.B. Anbrüllen, Schlagen, Abduschen mit kaltem Wasser und mit bloßen Füßen im Schnee stehen lassen.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen K. (1980)</b> seien die Strafen unkalkulierbar gewesen; sie hätten ganz viel mit der jeweils anwesenden Aufsichtskraft zu tun. Nicht alle hätten überhaupt und gleich hart bestraft.</p>  |
|   | <p>F06 –<br/>Gab es eine nationalsozialistische Gesinnung? Zugehörigkeit zu den Braunen Schwestern?</p>   | <p>F06 –<br/>siehe bereits B03 -.</p> <p>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> hat es keinerlei Beziehung zu den sog. Braunen Schwestern gegeben.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b>, die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b>, der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b>, die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b>, der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b>, der <b>Betroffene K. (1980)</b> und die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> haben übereinstimmend berichtet, dass es keinen Bezug zu nationalsozialistischer Gesinnung und/oder den sog. Braunen Schwestern gegeben habe.</p> <p>Die <b>Betroffenen E. (1971)</b> hat berichtet, dass sie sich an das Singen von Militärliedern erinnere. Das gelte insbesondere für ein aus der Nazizeit stammendes Lied „Die grauen Nebel“. Dieses sei immer bei den Spaziergängen im Wald gesungen worden und habe ihr Angst gemacht.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir im Gespräch davon berichtet, dass Sr. E. sie angeschrien habe, dass sie „vergast gehöre“. Vergleichbares hat auch die <b>Betroffene G. (1973)</b> berichtet.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>F07-<br/>Gibt es Korrespondenzen zwischen Ärzten untereinander, zwischen Ärzten und Pharmakonzernen/unternehmen und zwischen den Verschickungsheimen in Bad Sachsa?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wenn sich diese Korrespondenzen nicht im Diakonissen-Mutterhaus befinden, wo befinden sie sich dann? Welche Ideen haben sie? Welche Diakonissen haben Briefe für Ärzte geschrieben z. B. per Diktat? Aus direkter Quelle weiß ich: es hat Kontakt zwischen den Ärzten/Ärztinnen und den Heimbetreibenden gegeben.</p> | <p>F07 –<br/>Im Diakonissen-Mutterhaus habe ich keine derartige Korrespondenz gefunden. Ich vermute, dass diese – wie die allermeisten anderen Unterlagen auch – spätestens nach der Schließung der Einrichtung vernichtet worden sind.</p> <p><b>Sr. R.</b> hat ebenfalls auf die Vernichtung vermutlich auch von Korrespondenzen mit den Ärzten nach Ablauf der 10 Jahre verwiesen. Etwaige Briefe von Ärzten seien üblicherweise nicht von den – dafür überqualifizierten – Diakonissen, sondern von dafür extra beschäftigten Sekretärinnen geschrieben worden. Aber sie könne natürlich nicht ausschließen, dass im Ausnahmefall eine Diakonisse das Schreiben eines wichtigen Briefs übernommen habe. Sehr wahrscheinlich habe es durchaus rege Kontakte zwischen den – einweisenden – Ärztinnen und Ärzten und dem Heimträger bzw. den dort tätigen Ärztinnen und Ärzten gegeben. Die insoweit geführte Korrespondenz sei allerdings 30 Jahre nach dem Schließen der Einrichtung nicht mehr vorhanden.</p> |
|   | <p>F08 –<br/>Welche der Häuser im Borntal wurden vom Diakonissen Mutterhaus gepachtet, später erworben und betrieben?</p>  | <p>F08 –<br/><b>Sr. R.</b> hat mir berichtet, dass das ganze Areal mit allen Häusern dem Mutterhaus bereits im Jahr 1952 bei der Übernahme des Kinderkrankenhauses bzw. Kinderheimes vollständig übertragen worden und sodann einheitlich von den Diakonissen betrieben worden sei. Es habe keinen Zuerwerb einzelner Gebäude gegeben.</p>  |
|   | <p>F09 –<br/>Bitte nach Privatarchive fragen und auf Fotos achten.</p>   | <p>F09 –<br/><b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben mir erklärt, dass ihnen keine Privatarchive oder besondere Fotosammlungen bekannt seien.</p>   |
|   | <p>F10 –<br/>Welche Akten sind dem Stadtarchiv in Bad Sachsa angeboten/überantwortet worden?</p>   | <p>F10 –<br/><b>Sr. R.</b> hat mir berichtet, dass das Diakonissen-Mutterhaus nach der Schließung der Einrichtung keine Akten an das Stadtarchiv in Bad Sachsa übergeben habe. Es sei jedoch aktuell beabsichtigt, die wenigen noch vorhandenen Unterlagen an das Stadtarchiv Bad Sachsa abzugeben. Siehe auch A 20 und B 13.</p>   |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>F11 -<br/>In welche Archiven noch?</p>   | <p>F11 –<br/><b>Sr. R.</b> hat weiter erklärt, dass die Akten auch nicht in andere Archive abgegeben worden seien. Vielmehr seien fast alle Unterlagen grundsätzlich – wie allgemein üblich - nach Ablauf der allgemeinen Aufbewahrungsfristen vernichtet worden.</p>   |
|   | <p>F12 –<br/>Welches Personal kam aus Bad Sachsa und den umliegenden Orten ?</p>  | <p>F12 –<br/>In Ermangelung von Personallisten kann diese Frage nicht beantwortet werden. Aus den von der Unterzeichnerin eingesehenen Personalakten der ehemaligen Chefärzte ergibt sich, dass diese nicht aus der Umgebung kamen. Hinsichtlich der übrigen Ärzte können nur – nicht wirklich zielführende - Vermutungen angestellt werden.</p>  |
|   | <p>F13 –<br/>Welche Zulieferer, Dienstleistungen (Wäschedienste, Lebensmittel etc.) wurden in und um Bad Sachsa zugekauft?</p>  | <p>F13 –<br/>Zu diesen Fragen sind im Diakonissen-Mutterhaus keinerlei Aufzeichnungen gefunden worden. Es ist jedoch zu vermuten, dass es schon aus praktischen Überlegungen heraus örtliche Zulieferer gab. Dies gilt insbesondere für Dinge des täglichen Bedarfs, wie z.B. Lebensmittel. Wie oben bereits ausgeführt, hat es laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> auf dem Gelände im Haus 2 eine eigene Wäscherei gegeben.</p>  |
|   | <p>F 14 –<br/>Gab es Hunde im Haus?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wer wurde gebissen? Was ist genau passiert, wie schlimm war die Verletzung? Was ist mit dem Hund passiert? Wer wurde von dem Hund verletzt? Wie kam es dazu? In welchen Räumen war der Hund zugegen? Aus welchen Gründen wurde er gehalten? Aus Berichten weiß ich, Kinder wurden mit Hunden eingeschüchtert, zum Essen und zum Gehorsam gezwungen.</p> | <p>F14 –<br/><b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben mir berichtet, dass es auf dem Gelände zeitweilig einen Hund gegeben habe, mit dem die Oberschwester M. und die Sr. G. auch regelmäßig spazieren gegangen seien. Der Hund habe in einem Zwinger gelebt. Schon wegen der Allergiegefahr habe er allerdings keinen Kontakt zu den Kindern haben dürfen. Er habe jedoch irgendwann ein Kind (mit roter Hose) ins Bein gebissen. Dabei seien keine wesentlichen Verletzungen entstanden. Man habe die Eltern informiert. Diese hätten in dem Vorfall aber kein größeres Problem gesehen. Das Kind sei anschließend noch zu mehreren Aufenthalten in die Einrichtung gekommen. Der Hund habe nach der Bissattacke jedoch weichen müssen.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> und die <b>Betroffene C. (1958)</b> haben für die Zeit ihres jeweils ½-jährigen Aufenthalts keinen Hund vor Ort erinnern können.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b>.</p> |

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>- noch F 14 –<br/>Gab es Hunde im Haus ?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wer wurde gebissen? Was ist genau passiert, wie schlimm war die Verletzung? Was ist mit dem Hund passiert? Wer wurde von dem Hund verletzt? Wie kam es dazu? In welchen Räumen war der Hund zugegen? Aus welchen Gründen wurde er gehalten? Aus Berichten weiß ich, Kinder wurden mit Hunden eingeschüchtert, zum Essen und zum Gehorsam gezwungen.</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat mir von 2 (aufeinander folgenden) Hunden berichtet, die im Bereich der Verwaltung gelebt hätten. Den dafür vorhandenen Zwinger könne man heute noch auf dem Gelände sehen. Der Hund sei von den Diakonissen sehr verhätschelt worden. Vermutlich das einzige männliche Wesen, das sie hätten lieben dürfen. Sie sehe heute noch Sr. E. vor sich, die mit dem Hund die Grenzen des Grundstücks zum Schutz vor Eindringlingen abgegangen sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat mir erzählt, dass es zeitweilig im Bereich der Verwaltung einen Schäferhund gegeben habe. Näheres wisse sie dazu jedoch nicht. Bei den Kindern und Jugendlichen sei der Hund nicht gewesen. Das wäre schon wegen des Asthmas der Kinder gar nicht möglich gewesen.</p> <p>Auch die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir von Erinnerungen an einen Schäferhund berichtet, der insbesondere abends zum Schutz auf dem Gelände rumgelaufen sei.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat sich mir gegenüber nicht an einen Hund auf dem Gelände erinnern können. Er hält die Anwesenheit eines Hundes auch schon deswegen für absolut unwahrscheinlich, da die vielen - wie er - asthmakranken Kindern damit hätten gar nicht zurechtkommen können.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat zu seinen Zeiten keinen Hund auf dem Gelände erlebt. Er hat mir jedoch von Erzählungen einer – allerdings schon vor Jahren verstorbenen - Mitarbeiterin (Frau Grätsch) erzählt. Diese habe berichtet, dass die alte Oberschwester einen Schäferhund gehabt habe, der jedoch nicht im Kontakt mit den Kindern gewesen sei. Allerdings sei erzählt worden, dass die Oberschwester zu ihrer eigenen Sicherheit mit dem Hund durch die Kneipen in Bad Sachsa gezogen sei, um abends nicht pünktlich zurückgekehrte Schwesternschülerinnen einzusammeln.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b>, die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b>, die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b>, die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, der <b>Betroffene K. (1980)</b>, die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b>, die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> und die <b>Betroffene L. (1982)</b> haben sich alle nicht an einen Hund während ihrer Zeit im Borntal erinnern können.</p> |
|---|---|---|

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>F 15-<br/>Warum haben die Schwestern die Kinder gezwungen das eigene Erbrochene zu essen, bzw. die Kinder damit zwangsgefüttert?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kam es zu der stetigen Haltung von Dr. K.? Ohne geschehene Zwangsernährung macht sie keinen Sinn.</p> | <p>F15 –<br/><b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben mir dazu erklärt, dass derartige Verhaltensweisen zu keinem Zeitpunkt im Sinn der Einrichtung gewesen seien. Nach Einschätzung von Sr. R. sei ein solches Verhalten auch nicht toleriert worden. Dass es derartiges in Einzelfällen durch ungeeignete Mitarbeiter gegeben habe, könne natürlich angesichts des langen Zeitraums von 40 Jahren und der Vielzahl der Kinder und Mitarbeitenden nicht komplett ausgeschlossen werden. Allerdings habe das Erzwingen von Nahrungsaufnahme nicht der ärztlichen Methodik des Hauses entsprochen. Der Chefarzt Dr. K. habe sich stets strikt gegen die zwangsweise Ernährung von Kindern gewandt.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955 – 1956)</b> hat mir berichtet, dass man Erbrochenes habe essen müssen. Ständig habe man zudem warme Milch trinken müssen. Insbesondere die darauf befindliche Haut habe manche zum Erbrechen gebracht. Sie habe über 20 Jahre lang keine Milch auch nur anrühren können.</p> <p>Auch die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir von ihrer Erinnerung an das damalige Essen berichtet. Wegen der für dringend erforderlich gehaltenen Gewichtszunahme, habe man zwar qualitativ gutes Essen bekommen. Ihr sei jedoch von dem für sie ungewohnten Essen oft schlecht geworden. Auch sie erinnere die viele heiße Milch, die sie gar nicht gemocht habe. Das dann gelegentlich Erbrochene sei auf dem Teller liegen geblieben und man habe eigentlich weiter essen sollen. Ihr Essverhalten sei sehr genau beobachtet worden. Sie sei allerdings nicht zum Essen gezwungen worden. Die kleinen Kinder seien intensiv gefüttert worden, damit diese möglichst viel Essen zu sich nahmen. Bei ihr hätten die Bemühungen jedoch nicht gefruchtet. Sie habe während ihres Aufenthalts nicht zugenommen, sondern sei klein und dünn geblieben. Sie habe erst nach der Rückkehr in ihr Elternhaus zugenommen.</p> <p>Die <b>Betroffenen C. (1958)</b> hat ebenfalls berichtet, dass das Essen großer Portionen erwartet worden sei, da Gewichtszunahme mehr Gesundheit bedeuten habe. Man habe auch aufessen müssen. Sie erinnere sich an sehr dicke, wenig schmackhafte Scheiben Brot und insgesamt an nicht besonders gutes Essen. Sie habe kein Erbrochenes essen müssen. Sie habe aber eine Szene vor Augen, dass eine Mitpatientin – um nicht aufzufallen – ihr Erbrochenes immer wieder unter das Essen auf dem Teller gemischt habe. Sie habe während der Zeit sehr viel an Gewicht zugelegt und sei deswegen und wegen der</p> |
|---|---|--|

**1972/3**, damals ca. 8/9-jährige Betroffene

- noch F 15-  
Warum haben die Schwestern die Kinder gezwungen das eigene Erbrochene zu essen, bzw. die Kinder damit zwangsgefüttert?

Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kam es zu der stetigen Haltung von Dr. K.? Ohne geschehene Zwangsernährung macht sie keinen Sinn.

fehlenden Bewegung während dieser Zeit steif und unbeweglich geworden. Nach ihrer Entlassung habe sich das allerdings im Laufe der Zeit wieder verwachsen. An Apfelmus mit flüssiger Sahne erinnere sie sich nicht. Allerdings habe sie die allabendliche Gabe eines Löffels Lebertran in schrecklichster Erinnerung.

Die **Betroffene D. (1958)** hat davon berichtet, dass sie oft stundenlang gebraucht habe, das Essen zu bewältigen. Man habe sie schon zum Essen gezwungen. Da die Auffassung bestanden habe, dass ein guter Ernährungszustand gegen Tuberkulose helfe, sei viel Essen und auch eine kontinuierliche Zunahme besonders wichtig gewesen. Sie sei insgesamt ½ Jahr dort gewesen. Sie sei als bewegliches und normal gewichtiges Kind in die Einrichtung gekommen und habe diese dick und steif verlassen. Dafür sei sie nachfolgend in der Schule stark gehänselt worden. An das Essen von Erbrochenem erinnere sie sich nicht. Da sie aber immer zu viel essen müssen, habe sie einen Teil des Essens anschließend während der Mittagsruhe erbrochen. Sie sehe heute noch vor sich, wie das Erbrochene durch die Ritzen im Boden des Balkons geflossen sei.

Die **Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)** hat berichtet, dass die Kinder schon sehr zum Essen angehalten worden seien. Alle seien lungenkrank gewesen und für diese sei viel Essen und Zunehmen ein wirklich wichtiges Ziel gewesen. Man habe die Kinder zwar sehr lange vor dem Essen sitzen lassen, körperlich gezwungen habe man die Kinder jedoch nicht. Ihr sei das Essen auch nicht angenehm gewesen. Insbesondere der Nachtisch - Apfelmus mit flüssiger Sahne - sei aus ihrer Sicht mehr als schwierig gewesen. Ganz besonders furchtbar habe sie in diesem Zusammenhang in Erinnerung, dass alle Kinder abends einen Esslöffel Lebertran erhalten hätten. Dieser habe fürchterlich geschmeckt und gerochen. Daher hätten die Kinder den Kopf in den Nacken legen müssen, man habe ihnen die Nase zugehalten und dann den Esslöffel mit Lebertran eingeflößt. Sie habe das Ganze als Medizin für die lungenkranken Kinder verstanden.

Die **Mitarbeiterin B. (1960 - 1965)** hat berichtet, dass es das erklärte Ziel gewesen sei, die Kinder zu vielem Essen zu bewegen. Die Kinder hätten teilweise Ekel vor dem ungewohnten Essen mit viel Sahne und Butter gehabt. Man habe den Kindern schon deutlich über deren Appetit hinaus immer wieder Essen angeboten. Regelrechten Zwang habe es nicht gegeben. Manchmal sei es vorgekommen, dass beim zeitgleichen Füttern mehrerer Kinder ein Kind erbrochen habe und das Erbrochene auf dem Teller liegen geblieben sei. Man habe aber nicht das Erbrochene absichtlich den Kindern gefüttert.

**1972/3**, damals ca. 8/9-jährige Betroffene

- noch F 15-  
Warum haben die Schwestern die Kinder gezwungen das eigene Erbrochene zu essen, bzw. die Kinder damit zwangsgefüttert?

Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kam es zu der stetigen Haltung von Dr. K.? Ohne geschehene Zwangsernährung macht sie keinen Sinn.

Die **Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)** hat erzählt, dass während ihrer Zeit kein Kind zum Essen gezwungen sei. Allerdings habe sie während ihrer Ausbildung im Seehospiz derartiges gelegentlich erlebt. Sie habe als Schwesternschülerin nicht die Kraft gehabt dagegen zu opponieren, obwohl sie es schon damals furchtbar gefunden habe. Im Haus 2 ihrer Jungs sei Essen insoweit ein Problem gewesen, als es dort viele Kinder und Jugendliche gegeben habe, die zum Abnehmen in die Einrichtung gekommen seien. Unter Hilfestellung eines Arztes, der über Erfahrung in der Diabetologie verfügt habe, sei ein sehr gutes und erfolgreiches Programm zum Abnehmen mit Obst- und Gemüsetagen ausgearbeitet worden. Aber man habe den Abnehmern, den „Addis“, auch immer etwas Gutes gegönnt. So habe man mit der Pizzeria vor Ort eine durchaus diätgeeignete Pizza für die Kinder und Jugendlichen entwickelt.

Der **Betroffene H. (1974 – 1986)**, der als lungenkrankes Kind habe zunehmen sollen, hat sich nicht daran erinnert, zum Essen genötigt worden zu sein. Essen wäre aber nicht so seins gewesen. Er habe lieber getrunken, z.B. viel Milch. Er habe das aber immer selbst entscheiden können, obwohl ihm das Essen schon regelmäßig angeboten worden sei.

Laut der **Betroffenen I. (1975)** sei das Essen im Haus 4 weder gut noch schlecht gewesen. Sie erinnere nicht, dass in ihrem Haus mit lauter ganz kleinen Kindern jemand besonders viel oder wenig habe essen müssen.

Die **Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)** hat hingegen berichtet, dass im Haus 4 die Kinder schon sehr angehalten worden seien zu essen. Sie seien nicht gezwungen worden, aber man habe ihnen schon deutlich gemacht, dass sie für ihre Gesundheit unbedingt essen müssten. Die Kinder hätten die Brote mit Apfelmus sehr geliebt. Ein solches hätten sie aber erst bekommen, wenn sie ihre sonst noch vorgesehenen Wurst- und Käsebrote gegessen hätten. Der Umgang mit dem Essen wäre ohnehin sehr gewohnungsbedürftig gewesen, weil im Haus neben den zu dünnen auch zu dicke Kinder gewesen seien. Diese hätten nur wenig essen dürfen und seien dann oft hungrig ins Bett gegangen. Man sei aber in den Zunahmen und Abnahmen sehr erfolgreich gewesen.

Der **Mitarbeiter E. (1973 + 1977 – 1980)** und die **Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)** haben nach ihren Angaben keinen Zwang zum Essen erleben müssen.

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>- noch F 15-<br/>Warum haben die Schwestern die Kinder gezwungen das eigene Erbrochene zu essen, bzw. die Kinder damit zwangsgefüttert?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kam es zu der stetigen Haltung von Dr. K.? Ohne geschehene Zwangsernährung macht sie keinen Sinn.</p> | <p>Von der <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat die Unterzeichnerin erfahren, dass das Essen während ihrer Zeit im Haus 3 eigentlich nur für die „Abnehmer“ ein Problem gewesen sei. Diese hätten schon richtig hungern müssen. Zwar sei es für die lungenkranken Mädchen immer sinnvoll und wünschenswert gewesen zu essen und zuzunehmen. Gezwungen worden sei jedoch niemand. Sie habe auch den Eindruck, dass man ihnen das Essen, z.B. mit eigens gefertigtem Sahnequark, möglichst angenehm gemacht habe. Das Nebeneinander von „essen sollen“ und „nicht essen dürfen“ sei allerdings für alle Beteiligte vielfach sehr schwierig gewesen.</p> <p>Laut dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> seien die zu dünnen Jungen in seinem Haus durchaus zum Essen animiert worden. Ihnen sei ständig etwas zum Essen angeboten worden, gezwungen worden seien sie allerdings nicht. Die deutliche Diskrepanz zwischen der strikten Verweigerung von Essen für die zu dicken Kinder und dem Überfluss des angebotenen Essens für die zu dünnen, habe ihm sehr zu schaffen gemacht.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat mir erklärt, dass er während seiner Zeit als Berufstätiger das Essenmüssen von Erbrochenem – auch während seiner Zeiten im Borntal - niemals gesehen habe. Der hat jedoch auch berichtet, dass er in Norderney während seiner eigenen Verschickung ins Seehospiz im Alter von 5 Jahren (1966) einmal eine solche Behandlung habe erleiden müssen. Aus seiner heutigen (fachlichen) Sicht könne er inzwischen das Ganze zumindest etwas nachvollziehen. Er sei damals an einer Lungenentzündung schwer erkrankt gewesen und habe dagegen Penicillin erhalten. Wegen des bekannt schlechten und bitteren Geschmacks der Medikamente habe man diese unter das Essen gemischt. Allerdings habe der zugegeben wirklich unangenehme Geschmack des Penicillins so durchgeschlagen, dass er sich habe übergeben müssen. Um sicherzustellen, dass das erkrankte Kind auch die vollständige und richtige Menge Penicillin erhält, sei damals auf dem Essen des Erbrochenen bestanden worden. Für die damalige Situation hätte er sich als Pflegekraft vermutlich auch so verhalten, wenngleich er damals sehr gelitten habe.</p> <p>Auf meine Nachfrage hat <b>Sr. R.</b> sich dahingehend geäußert, dass sie ein solches Vorgehen allenfalls für die Zeit der 60er Jahre für möglich erachte, allerdings sei es zu keiner Zeit sach- und fachgerecht gewesen. Damals habe es noch kein spezielles Penicillin für Kinder gegeben und der Geschmack des Medikaments sei in der Tat fürchterlich gewesen.</p> |
|---|--|---|

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>- noch F 15-<br/>Warum haben die Schwestern die Kinder gezwungen das eigene Erbrochene zu essen, bzw. die Kinder damit zwangsgefüttert?</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Wie kam es zu der stetigen Haltung von Dr. K.? Ohne geschehene Zwangsernährung macht sie keinen Sinn.</p> | <p>Auch habe man die Tabletten zerteilen müssen, um zu den erforderlichen niedrigeren Dosen für Kinder zu kommen. Sie habe jedoch gelernt, das Penicillin unter einen Löffel von süßem Brei zu mischen und dem Kind danach noch weiteren süßen Brei zu geben. Das Problem habe sich nachfolgend mit der Erfindung von süßem Penicillin-Saft erledigt.</p> <p>Die Lehrerin, die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat berichtet, dass sie zu einer Zeit im Borntal gewesen sei, in der es nicht mehr um das Zunehmen, sondern vielmehr um das Abnehmen gegangen sei. Für letzteres habe die Einrichtung einen sehr guten Ruf gehabt. Man sei sehr erfolgreich gewesen, und es sei eine Freude gewesen, wenn die Kinder sich während der Kur deutlich zu ihrem Wohl verändert hätten.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat erzählt, dass es für die übergewichtigen Kinder ziemlich strikte Diätpläne gegeben habe. Das sei für die betroffenen Kinder sicher nicht lustig und ziemlich hart gewesen. Die Einhaltung dieser Pläne sei auch strikt überwacht worden. Allerdings hätten sich auch tolle Erfolge eingestellt, und die Kinder hätten sehr gut abgenommen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> hat berichtet, dass sie im Haus 3 als zu dünnes lungenkrankes Kind auch möglichst viel essen sollte. Sie sei aber nur aufgefordert und niemals gezwungen worden. Sie habe jeden Abend besonderen Sahnequark bekommen, den sie sehr geliebt habe. Sie hätte auch das Apfelmus mit flüssiger Sahne (genannt Hexenspucke) sehr gern gegessen. So etwas hätte sie allerdings nicht bekommen, sondern nur den bereits erwähnten Sahnequark.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir berichtet, dass sie schon sehr gehungert habe. Sie sei immer hungrig ins Bett gegangen und habe sich durch das tägliche Wiegen schon sehr unter Druck gefühlt. Sie habe allerdings auch außerordentlich viel (30 kg in 3 Monaten) abgenommen. Man habe sie nach der Kur in der Schule kaum wiedererkannt. Sie sei optisch eine völlig andere Person gewesen. Mit viel Selbstdisziplin habe sie ihr Gewicht anschließend dann auch halten können.</p> |
|---|--|---|

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1972/3</b>, damals ca. 8/9-jährige Betroffene</p> | <p>F 16 –<br/>Welches Personal und in welcher Position arbeitete neben den Schwestern noch mit den Kindern?</p> | <p>F16 –<br/>In Ermangelung von Personallisten kann diese Frage nicht geklärt werden. Es ist aber davon auszugehen, dass es neben den Diakonissen in beträchtlichem Umfang auch anderes Fach- und auch Hilfspersonal gab.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat es erinnert, dass auf den Stationen mit den Kindern und Jugendlichen ganz überwiegend nur Diakonissen tätig gewesen seien.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> war mit der von ihr beschriebenen Tätigkeit als Kinderpflegerin eine solche Mitarbeiterin, die zusammen mit den Diakonissen die Kinder versorgt haben.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b>.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat mir berichtet, dass sie neben zwei weiteren Kolleginnen für den Unterricht der Kinder zuständig gewesen sei.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat erzählt, dass sie gemeinsam mit einer Kollegin als Krankengymnastin vor Ort tätig gewesen sei.</p>   |
|   | <p>F 17 –<br/>Wurden die Diakonissen für ihre Arbeit bezahlt? Wie sah die Bezahlung aus?</p>                    | <p>F17 –<br/><b>Sr. R. und ihre Mitschwester</b> haben mich dahingehend informiert, dass die Diakonissen vom Diakonissen-Mutterhaus für ihre Arbeit nicht bezahlt werden. Für sie seien – entsprechend ihrer jeweiligen Tätigkeit – allerdings regelmäßig Beiträge zur staatlichen Rentenversicherung gezahlt worden, sodass bei den wenigen Austritten aus dem Orden keine Nachversicherung fällig geworden sei. Die Diakonissen würden statt einer Vergütung vom Orden freie Kost und Logis, freie Krankenversorgung, Versorgung im Alter, Kleidung pp. erhalten. Die durch die Rentenbeiträge erworbenen Rentenansprüche seien an den Orden abgetreten. Für ihre ganz persönlichen Ansprüche stünde den Diakonissen ein - für alle einheitlich hohes – Taschengeld zur Verfügung. Dieses belief sich aktuell auf ca. 160 € monatlich.</p> <p>Die Schilderungen von Sr. R. entsprechend den Regelungen in der von mir bei den Unterlagen vorgefundenen „Versorgungsordnung für die Schwestern des Diakonissen-Mutterhauses Kinderheil e.V.“</p> |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1975</b>, damals 6-jährige Betroffene I. (S. 7)</p> | <p>P01 –<br/>Ich erinnere mich an Schlägen von nackten Kindern im Waschraum, die geschlagen wurden, während sie darauf warteten, abgeduscht zu werden.</p> <p>Zusatzfrage bzw. Anmerkung von Seiten der Betroffenen: Ja, es stimmt Kinder dürfen, aus heutiger Sicht weder angebrüllt noch geschlagen werden, schon gar nicht, wenn sie weinen oder Angst haben. Tatsache ist: Schläge und Anbrüllen sowie die gewaltvolle Erziehung zum Gehorsam wurden noch sehr lange praktiziert und gesetzlich geduldet. Erst seit dem Jahr 2000 ist das Schlagen von Kindern durch Eltern und Erziehungsberechtigte per Gesetz verboten. Dies bedeutet auf keinen Fall, dass Kinder nicht mehr geschlagen und für egoistische Zwecke benutzt werden. Die Normen des NS taten noch lange ihre Wirkung. Können Sie dies für die im Kinderkrankenhaus Borntal tätigen Menschen und sich selbst gänzlich ausschließen? Wie haben Sie unter den genannten Umständen, die Sie nach der Bibel leben, von der Prügelstrafe abgesehen, obwohl sie in der Bibel mehrfach empfohlen wird?<br/>Beispiele im AT Die Sprüche:<br/>- 20, 30 Körperliche Strafe reinigt vom Böen; die Züchtigung reinigt das Herz.<br/>- 23, 13 Vergiss nicht, dein Kind zu bestrafen. An einer Tracht Prügel wird es nicht sterben.</p> | <p>P 01 –<br/>- siehe A 01 -<br/>Laut <b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> ist das Schlagen von Kindern zu keinem Zeitpunkt Bestandteil des üblichen Umgangs mit den Kindern in der Einrichtung gewesen. Dennoch könne dies natürlich nicht für jeden Einzelfall ausgeschlossen werden. Es spreche viel dafür, dass schlagende Mitarbeiter entlassen bzw. Diakonissen aus der Einrichtung abgezogen worden seien. Eine derartige Vorgehensweise sei Sr. R. aus dem Seehospiz bekannt. Aus ihrer Sicht spreche einiges dafür, dass dies auch in Bad Sachsa so gehandhabt worden sei. Sr. R. hat zudem erklärt, dass die zitierten Worte aus dem Alten Testament für sie nicht maßgeblich seien. Wesentlich wichtiger und damit auch die wesentliche Richtschnur für das Handeln der Diakonissen seien die Aussagen im Neuen Testament. Sie persönlich habe niemals Prügelstrafen angewendet oder geduldet. Als langjährige Diakonisse sei sie natürlich mehr als nur „bibelfest“. Eigentlich seien ihr alle Bibelstellen grundsätzlich vertraut.</p> <p>Die <b>Betroffene A. (1955/1956)</b> hat sich nicht an Schläge und Meckern bei unerwünschtem bzw. nicht korrektem Verhalten erinnert.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b>, die <b>Betroffene C. (1958)</b> haben sich ebenso wie die <b>Betroffene D. (1958)</b> an keine Schläge erinnern können.</p> <p>Auch die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat keine Schläge erinnert. Sie selbst hätte sich derartiges auch gar nicht getraut. Die von ihr betreuten Jugendlichen im Haus 2 seien ja teilweise sogar größer als sie gewesen.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin B. (1960 - 1965)</b>, die, wie sie sagt, ebenfalls keine Erinnerungen an Schläge gegenüber den Kindern hat.</p> <p>Das gilt auch für die <b>Mitarbeiterin C. (1968 - 1991)</b>. In dem von ihr geleiteten Haus 2 sei zumindest in ihrer Gegenwart nicht geschlagen worden.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir hingegen von Schlägen und von ihr als bedrohlich empfundenen Situationen im Duschaum berichtet. Sie hat auch davon erzählt, dass zumindest bei ihr der Kaltwasserschlauch zur Bestrafung eingesetzt worden sei.</p> |
|---|--|--|

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1975</b>, damals 6-jährige Betroffene I. (S. 7)</p> | <p>- 23, 14 Im Gegenteil du rettetest es damit vor den Tod.<br/>Weitere: 13, 24. Welche Bibelstellen sind Ihnen noch vertraut?</p>   | <p>Vergleichbares hat mir auch die <b>Betroffene G. (1973)</b> berichtet.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat keine Erinnerungen an Schläge während seiner zahlreichen Aufenthalte im Borntal.</p> <p>Die <b>Betroffene I. (1975)</b>, die nach ihrer Erinnerung gemeinsam mit anderen ganz kleinen Mädchen und Jungen im Haus 4 untergebracht worden sei, hat mir von häufigem Geschrei und von Schlägen insbesondere bei weinenden Kindern erzählt.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat sich für die Zeit seines Praktikums im Jungenhaus 2 an keine Situation erinnern können, in denen Kinder geschlagen worden seien. Das gelte auch für die Zeit seiner eigenen Verschickung (<b>1973</b>). Er könne das allerdings nur für Haus 2 sagen, da der Kontakt unter den Häusern sehr gering gewesen sei. Man sei in der Regel „unter sich“ geblieben.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat keine Situationen in seiner Erinnerung, in denen Kinder geschlagen wurden.</p> <p>Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, für die <b>Mitarbeiterin G. (1978 -1980)</b>, für die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, für die <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b>, für die <b>Betroffenen K. (1980)</b>, für die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> und die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b>, die ebenfalls niemals mit Schlägen konfrontiert worden seien.</p> <p>Die <b>Betroffenen L. (1982)</b> hat mir von „nur“ einem Klaps auf den Hinterkopf berichtet.</p> |
|   | <p>P02 –<br/>Ich meine, mich auch an den Namen einer schlagenden „Schwester“ zu erinnern: K.. Aber ohne Garantie. Ich kann mich auch nicht an sie in Diakonissen-tracht erinnern; in meiner Erinnerung ist sie normal gekleidet.</p> | <p>P02 –<br/><b>Sr. R. bzw. ihrer Mitschwester</b> haben berichtet, dass ihnen eine in Bad Sachsa tätige Diakonisse mit dem Namen K. nicht bekannt sei. Diakonissen würden stets ihre Tracht tragen. Daher dürfte Sr. K. vermutlich keine Diakonisse gewesen sein.</p> <p>Weder die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, noch der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b>, noch der <b>Mitarbeiter E. (1977 - 1980)</b>, noch die,</p>  |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1975</b>, damals 6-jährige Betroffene I. (S. 7)</p> | <p>- noch P02 –<br/>Ich meine, mich auch an den Namen einer schlagenden „Schwester“ zu erinnern: K.. Aber ohne Garantie. Ich kann mich auch nicht an sie in Diakonissen-tracht erinnern; in meiner Erinnerung ist sie normal gekleidet</p>           | <p><b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> noch der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b>, noch der <b>Betroffene K. (1980)</b>, noch die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> oder die <b>Betroffene L. (1982)</b> haben sich an eine entsprechende Diakonisse, aber auch sonst an keine Mitarbeiterin mit dem Namen K. erinnern können.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat sich hingegen an eine Sr. K. erinnern können. Diese sei nicht bei ihr im Haus 1, sondern bei den kleineren Kindern gewesen. Gelegentlich sei es ihre Aufgabe gewesen, diese kleineren Kinder zu Untersuchungen ins Zentralgebäude zu begleiten. Sr. K. habe nur von den „Gören“ gesprochen und sei grob zu diesen gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene I. (1975)</b> hat sich mir gegenüber nicht als sicher gezeigt, ob es sich bei Sr. K. wirklich um eine Diakonissin gehandelt habe. Es könne auch sein, dass diese eine sog. „Tante“ gewesen sei. Sie habe die Diakonissen und die sonstigen Mitarbeiter nicht wirklich auseinander halten können. In jedem Fall sei die K. sehr, sehr unfreundlich und grob gewesen. Es habe auch eine sehr nette Schwester gegeben, die sehr nett zu den Kindern gewesen sei, diese habe den Namen U. gehabt. Aus der Korrespondenz der Einrichtung mit ihren Eltern wisse sie, dass es auch eine Sr. A. gegeben habe. Diese habe auch die Schreiben an die Eltern unterzeichnet. Sie habe allerdings an diese Schwester A. bis heute keine – weder gute noch schlechte - Erinnerung. Besonders eingepägt hätten sich eben eine Sr. K. (fürs Brüllen und fürs Schlagen) und eine Sr. U. (als Lichtblick, sie habe ihr auch oft Briefe vorgelesen).</p> |
|   | <p>P03 –<br/>Ich selber wurde nicht geschlagen, da ich die Tränen runterschluckte. Wer laut weinte, wurde angebrüllt und geschlagen, während er/sie unter der Dusche stand. Das betrifft vor allem den Abend der Ankunft. Aber auch noch später.</p> | <p>P03 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben dazu erklärt, dass Kinder nicht hätten angebrüllt werden dürfen, schon gar nicht wenn sie geweint hätten. Dieser Grundsatz habe auch damals gegolten. Insbesondere sei der Abend der Ankunft für die Kinder - vermutlich wegen des vielfach empfundenen Heimwehs der Kinder nach ihren Eltern - für alle Beteiligten ganz besonders schwierig gewesen. Für die Kinder sei zudem auch der gegen Ende des Duschens regelmäßig aus gesundheitlichen Gründen (nach Kneipp zur Abhärtung) verwendete Kaltwasserschub sehr gewöhnungsbedürftig gewesen.</p>  |

**1975**, damals  
6-jährige Betroffene I.  
(S. 7)

- noch P03 –  
Ich selber wurde nicht geschlagen, da ich die Tränen runterschluckte. Wer laut weinte, wurde angebrüllt und geschlagen, während er/sie unter der Dusche stand. Das betrifft vor allem den Abend der Ankunft. Aber auch noch später.

Die **Betroffene B. (1957/1958)** hat ebenfalls das erhebliche Heimweh erinnert, unter dem sie letztlich die gesamte Zeit gelitten habe. Auf dieses sei nicht reagiert worden, weder durch Trösten aber auch nicht durch Schimpfen.

Auch nach den Berichten der **Betroffenen C. (1958)** sei die Trennung von ihren Eltern sehr schwierig gewesen. Aber immerhin hätten ihre Eltern wegen der Nähe des Wohnortes alle vier Wochen zu Besuch kommen können. Auch hätten diese ihr geschrieben. Richtig schlimm wäre es für die Kinder von weit weg gewesen, z.B. aus Ostfriesland. Da hätten deren Eltern schon wegen der Entfernung nicht kommen können. Regelmäßiges Telefonieren habe es damals nicht gegeben.

Die **Betroffene D. (1958)** hat mir berichtet, wie schwierig die Trennung von den Eltern gewesen sei. Um nicht negativ aufzufallen, habe man die Tränen unterdrückt. Auf Emotionen sei nach ihrer Erinnerung nicht reagiert worden.

Die **Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)** hat sich an durchaus viele kranke Kinder mit Heimweh erinnern können. Diese seien jedoch niemals geschlagen worden und schon gar nicht, wenn diese geweint hätten.

Die **Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)** hat mit dem beschriebenen Empfangsritual nicht viel anfangen können. Die Kinder hätten nicht täglich, sondern nur 2 bis 3 mal die Woche geduscht. Sie erinnere den ersten Abend eher mit einem gemeinsamen Sitzen um einen großen Tisch, wo man versucht habe, die neuen Namen der neu angekommenen Kinder und Jugendlichen zu lernen. Man habe versucht, mit allen zu sprechen und in Kontakt zu kommen.

Die **Betroffenen I. (1975)** hat mir von sehr unschönen Szenen am Ankunftsabend berichtet. Nach einer fast ganztägigen Fahrt seien die vielen kleinen, vielfach weinenden Kinder alle zusammen in den Waschraum zum Duschen geschickt worden. Die Kinder seien zur Eile angetrieben und die Weinenden geschlagen worden. Sie selbst habe keine Schläge einstecken müssen, da sie quasi ihr Heimweh nach „innen“ geweint habe. Auch für sie sei diese erste Trennung von ihren Eltern sehr schlimm und unverständlich gewesen.

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1975</b>, damals 6-jährige Betroffene I. (S. 7)</p> | <p>- noch P03 –<br/>Ich selber wurde nicht geschlagen, da ich die Tränen runterschluckte. Wer laut weinte, wurde angebrüllt und geschlagen, während er/sie unter der Dusche stand. Das betrifft vor allem den Abend der Ankunft. Aber auch noch später.</p> | <p>Das Problem des Heimwehs hat auch der <b>Mitarbeiter E. (1977 - 1980)</b> als eine aus seiner Sicht wirklich bedeutsame Schwierigkeit für die Einrichtung geschildert.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 - 1990)</b> hat das grundsätzlich ebenso erinnert. Allerdings seien die von ihm betreuten Kinder in Haus 2 ja bereits älter gewesen. Dennoch habe sich das Heimweh der Kinder stets als ein großes Problem erwiesen. Man habe versucht, die Kinder durch ein umfang- und abwechslungsreiches Programm abzulenken.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 +1988)</b> hat mir berichtet, dass Kinder bei Heimweh durchaus in den Arm genommen und getröstet worden seien. Das hätten im übrigen auch die Mitpatientinnen gemacht.</p> <p>Dagegen hat die <b>Betroffene L. (1982)</b> mir davon erzählt, dass sie keinerlei Trost durch die Schwestern, sondern allenfalls durch ihre Mitpatient*innen erlebt habe.</p>  |
|   | <p>P04 –<br/>Wer ins Bett machte, musste in der Dusche schlafen.</p>  | <p>P04 –<br/><b>Sr. R. und ihrer Mitschwester</b> haben nach ihren Schilderungen derartiges nicht erlebt, und derartiges sei ihnen auch nicht bekannt.</p> <p>Die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> erinnert, dass die Bettnässer zwar negativ aufgefallen seien. Man habe diese durch das Gummilaken unter der Bettdecke erkannt. Das sei schon peinlich gewesen. Ihr sei das auch einmal passiert. Irgendwie sei es ihr aber gelungen, das zu verbergen, oder man habe einfach abwarten wollen, ob sie nicht ohne Gummilaken zurechtkomme.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 - 1991)</b> sowie der <b>Betroffene H. (1974 - 1986)</b> sowie die <b>Mitarbeiter B. (1977 - 1980)</b> und <b>I. (1980 - 1990)</b> haben eine solche Strafe für das Jungenhaus 2 ausgeschlossen. Man habe zudem in den Duschen überhaupt nicht schlafen können.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat hingegen berichtet, dass zu ihrer Zeit im Haus 1 die Bettnässer aus dem Bett gerissen wurden. Sie seien stigmatisiert und ausgegrenzt worden. So hätten sie ihre vollgepickelte Unterwäsche anbehalten und die nassen Bettlaken in der Dusche unter kaltem Wasser selbst auswaschen müssen.</p> |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1975</b>, damals 6-jährige Betroffene I. (S. 7)</p>                 | <p>- noch P04 –<br/>Wer ins Bett machte, musste in der Dusche schlafen.</p>  | <p>Vergleichbares hat auch die <b>Betroffene G. (1973)</b> mir berichtet. Sie habe die nasse Bettwäsche abziehen und in die Dusche gehen müssen. Dort sei sie „ewig“ mit kaltem Wasser abgespritzt worden. Danach habe man zu ihr gesagt, dass sie „jetzt wieder ein gutes Mädchen“ sei.</p> <p>Die <b>Betroffenen I. (1975)</b> hat berichtet, dass es den Bettnässern wirklich schlecht ergangen sei. Diese hätten auf jeden Fall nicht im gemeinsamen Schlafsaal bleiben dürfen und vermutlich doch im Waschraum schlafen müssen. Immer wenn jemand ins Bett gemacht oder die Hose gemacht habe, was ja bei den kleinen Kindern in ihrem Haus doch häufiger vorgekommen sei, habe es großes Geschreie und Schläge für die betroffenen Kinder gegeben.</p> <p>Laut dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> war das Bettnässen weder für ihn noch für seine Zimmergenossen ein Problem. Daher könne er zu dem Umgang damit auch nichts sagen.</p> <p>Die <b>Betroffenen L. (1982)</b> hat mir in diesem Zusammenhang erzählt, dass der Umgang mit ihrer Monatsblutung für viele Mädchen ein Problem gewesen sei. Wenn man es nicht rechtzeitig bemerkt habe und Blut an die Bett- oder Körperwäsche gelangt sei, sei man beschimpft worden und habe das Blut selbst auswaschen müssen.</p> |
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>Q1 –<br/>Ich erinnere mich an eine Ärztin und einen sadistisch veranlagten Pfleger Wentin, Mentin oder Mertin oder so ähnlich mit weißem Kittel, der ein befremdliches Aufnahme-ritual vollzogen hat, den Zahnarzt. Alle neuen Jungs mussten sich am ersten Abend dort der Reihe nach auf einen Stuhl setzen, unter dem ein Kind mit einer Nadel saß. Dann wurde mit einem Holzspachtel im Mund herumgestochert, man sei jetzt beim Zahnarzt. Die Jungen kamen nach und nach in den Raum, sodass sie vom bisherigen Geschehen</p> | <p>Q1 –<br/>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> kann mit dieser Prozedur nichts anfangen und berichtet von einem Gesprächskreis am Abend des Aufnahmetages – siehe auch P03.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E.</b>, hat mir erzählt, dass er ebenfalls <b>(1973)</b> als Verschickungskind im Borntal gewesen sei. Er erinnere ein solches Aufnahme-ritual nicht. Vielmehr habe es derartiges aus seiner Sicht weder während seiner Zeit als Verschickungskind noch während seiner Zeit als Praktikant <b>(1977 - 1980)</b> gegeben.</p> <p>Gleiches gilt für den <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b> und den <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b>, die sich nicht an eine solche Prozedur zu ihrer Zeit erinnern können.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> hat mir dazu erzählt, dass ohnehin der erste Tag in der Einrichtung ganz furchtbar gewesen sei. Man habe ihm und den anderen zu dicken</p>   |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>keine Kenntnis hatten. Auf die mehrmalige Frage des Pflegers, ob es weh täte, was man verneinte, wurde unvermittelt von unter dem Stuhl, der keine Sitzfläche, sondern nur die übergestülpte Decke unter der ein Kind mit einer Nadel saß, mit dieser ins Gesäß gestochen. Alle bis auf den Patienten bogen sich vor Lachen, und der Pfleger kommentierte es „also tut's doch weh.“</p> | <p>Kindern gleich sehr deutlich gemacht, dass sie es ganz allein zu verantworten hätten, dass sie so wenig essen dürften. Sie hätten ja früher viel zu viel gegessen. Er und seine Leidensgenossen seien wie minderwertige Wesen behandelt worden. Allein die tägliche Prozedur des Wiegens sei schrecklich gewesen. Als gut sei nur eine Gewichtsabnahme angesehen worden. Bei Gewichtsgleichstand habe es schon ein „Stirnrunzeln“ und bei Gewichtszunahmen richtig Ärger und Schikane gegeben. Da die zu dünnen Kinder oft von ihrem Essen angeboten hätten, seien viele schwach geworden und hätten davon gegessen. Wenn das herausgekommen sei, seien die zu dünnen Kinder ebenfalls beschimpft und bestraft worden. Er erinnere sich noch, wie man am ersten Tag vor dem sog. Aufnahme ritual vor dem Speisesaal habe warten müssen und dann einzeln hereingerufen worden sei.</p>  |
|   | <p>Q2 –<br/>Nach eigentlich schönen Waldspaziergängen mussten wir uns ausziehen und wurden gegen unseren Willen mit kalten und warmen Kneipgüssen traktiert. Das war so demütigend und kam sexuellem Missbrauch gleich. Für mich war es neu und sehr befremdlich, mich vor mir fremden Menschen nackt ausziehen zu müssen. Nackt unter Wölfen...</p>                                       | <p>Q2 –<br/>Weder die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> noch die <b>Betroffene C. (1958)</b> können sich für ihre Zeit an kalten Duschen erinnern</p> <p>Zu Zeiten der <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> gab es nach deren Erinnerung keine Kneippbehandlungen. Auch kaltes Duschen pp. sei nicht an der Tagesordnung gewesen. Gleiches gilt für die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b>.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat sich im Gespräch zunächst an keine regelmäßigen kalten Duschen oder andere Kneippwendungen erinnern können. Nachdem sie sich nachträglich mit einem der ehemaligen Patienten aus Haus 2 besprochen hat, hat sie mir jedoch bestätigt, dass es für die Jungen vormittags nach den Spaziergängen in den Duschen im Keller Wassergüsse nach Kneipp gegeben habe.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat davon berichtet, dass der dicke Schlauch mit sehr kaltem Wasser zumindest bei ihr als Strafe eingesetzt worden sei. Man habe einfach lange auf sie draufgehalten. Vergleichbares hat mir auch die <b>Betroffenen G. (1973)</b> berichtet.</p> <p>Der <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b> hat sich gut an die Kneippwendungen erinnern können. Diese seien jeweils vormittags vor dem Essen verabreicht worden. Man sei allerdings darüber informiert worden, dass dieses ein Teil der Behandlung und keinesfalls eine irgendwie geartete Strafe gewesen sei.</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>- noch Q2 –<br/>Nach eigentlich schönen Waldspaziergängen mussten wir uns ausziehen und wurden gegen unseren Willen mit kalten und warmen Kneipgüssen traktiert. Das war so demütigend und kam sexuellem Missbrauch gleich. Für mich war es neu und sehr befremdlich mich vor mir fremden Menschen nackt ausziehen zu müssen. Nackt unter Wölfen...</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> hat mir berichtet, dass während ihrer Zeit im Haus 4 kein kaltes Wasser – auch nicht im Sinn einer Kneip-Behandlung – zum Einsatz gekommen sei. Das wisse sie deshalb genau, da sie auf kaltes Wasser sehr allergisch reagiere.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977-1980)</b> und der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> haben mir für das Haus 2 übereinstimmend erzählt, dass die für viele Kinder sehr ungewohnten Kneipp-Anwendungen zum regelmäßigen medizinischen Programm der Einrichtung gehört hätten.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> hat mir dazu erzählt, dass die nachfolgenden kalten Duschen ihm die eigentlich sehr geliebten Waldspaziergänge fast verdorben hätten. Dass das Kaltabspritzen angeblich Gesundheitszwecken habe dienen sollen, sei weder klar gewesen noch kommuniziert worden. Vielmehr habe es den Eindruck vermittelt, dass das Verwenden des dicken Wasserschlauchs mit eiskaltem Wasser den Mitarbeitern eine klammheimliche Freude bereitet habe. Die hätten einfach auf einen drauf gehalten. Dass man sich habe nackt ausziehen müsse, habe sein Schamgefühl verletzt. Er sei es nicht gewohnt gewesen, sich in Gegenwart anderer Kinder auszuziehen. Er habe das Ganze eigentlich nur unmöglich gefunden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)</b> hat berichtet, dass von ihr und ihrer Kollegin als Krankengymnastinnen teilweise Kneipp-Anwendungen durchgeführt worden seien. Diese Anwendungen hätten aber nur die Arme und Beine betroffen.</p> |
|   | <p>Q3 –<br/>Bei Fehlverhalten wurde man im Wasch- und Toilettenraum eingesperrt und musste dort bleiben, während andere dort ihr großes Geschäft verrichteten.</p>   | <p>Q3 –<br/>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat davon berichtet, dass man irgendwann deutlich habe Wasser sparen müssen. Aus diesem Grund hätten alle nacheinander auf die Toiletten gehen müssen, und es wäre nur einmal ganz am Ende die Spülung betätigt worden. Sie sehe auch heute noch die lange Schlange vor der Toilette in Gedanken vor sich.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat keine problematische Situationen im Zusammenhang mit Toilettengängen erinnern können.</p> <p>Gleiches gilt nach den Schilderungen der <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b>, dies allerdings mit der Ausnahme des Festbindens der Kleinkinder beim Setzen auf das Töpfchen.</p>   |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>- noch Q3 –<br/>Bei Fehlverhalten wurde man im Wasch- und Toilettenraum eingesperrt und musste dort bleiben, während andere dort ihr großes Geschäft verrichteten mit allem was man sich so vorstellen kann.</p>   | <p>Auch die <b>Mitarbeiterin B. (1960 – 1965)</b> hat sich an keine Strafen in Zusammenhang mit der Toilette erinnert.</p> <p>Weder der <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b>, noch dem <b>Betroffenen H. (1974 – 1986)</b> noch der <b>Mitarbeiterin D. (1969 – 1971)</b> noch der <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> noch dem <b>Mitarbeiter E. (1977-1980)</b> noch der <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> noch dem <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> oder der <b>Betroffenen L. (1982)</b> sind derartige Strafen erinnerlich gewesen.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mir dazu erzählt, dass insbesondere die Wahrnehmung der Geräusche und der Gerüche während der Toilettenbenutzung durch andere für ihn unangenehm und auch peinlich gewesen sei.</p>  |
|   | <p>Q4 –<br/>Einmal gab es Blattspinat mit wenig Kartoffeln ohne Spiegelei und ohne Salz im wässrigen Spinat, dafür mit tausenden toter Blattläuse und kleiner Fliegen. Ich habe trotz Hunger nur die 2 Kartoffeln gegessen und esse bis heute nur Spinat mit Blub, aber keinen Blattspinat.</p> | <p>Q4 –<br/>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat berichtet, dass das Essen eigentlich recht ordentlich gewesen sei. Die Küche habe sich schon sehr viel Mühe gegeben. Gerade zum Abnehmen seien immer wieder besondere Speisen entwickelt worden.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat das damalige Essen als schlecht und ekelig in Erinnerung. Für sie habe es als dickes Kind nur ein trockenes Schwarzbrot mit Frischkäse und Quark gegeben. Letzteren habe sie häufig als etwas ranzig in Erinnerung. Oft habe es noch einen Apfel und gelegentlich „Harzer Roller“ gegeben. Auch das Mittagessen habe nicht geschmeckt und sei eigentlich eine Zumutung gewesen. Alles habe man einfach durcheinander gekocht.</p> <p>Vergleichbares hat mir auch die <b>Betroffene G. (1973)</b> berichtet.</p> <p>Laut der <b>Betroffenen I. (1975)</b> ist das Essen weder gut noch schlecht gewesen. Sie erinnere nicht, dass in ihrem Haus mit lauter ganz kleinen Kindern jemand besonders viel oder wenig habe essen müssen. Nachträglich ist ihr noch eingefallen, dass sie im Borntal Butterbrot mit Bananenscheiben kennengelernt habe. Derartiges habe sie vorher nicht gekannt; sie esse es seitdem sehr gerne. Völlig anders sei das mit den wabbeligen Gries-Schnitten in Fruchtsoße gewesen. Diese habe sie gar nicht gemocht. Es habe</p> |

|   |  |   |
|---|--|---|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>- noch Q4 –<br/>Einmal gab es Blattspinat mit wenig Kartoffeln ohne Spiegelei und ohne Salz im wässrigen Spinat, dafür mit tausenden toter Blattläuse und kleiner Fliegen. Ich habe trotz Hunger nur die 2 Kartoffeln gegessen und esse bis heute nur Spinat mit Blub, aber keinen Blattspinat.</p> | <p>„Tanten“ gegeben, die auf dem Essen dieser Mahlzeit bestanden hätten. Sie habe sich in solchen Fällen an die von ihr sehr geschätzte Sr. U. gewandt. Diese habe dafür gesorgt, dass sie die Gries-Schnitten nicht habe essen müssen.</p> <p>Nach den Schilderungen von <b>Mitarbeiterin F. (1977 – 1979)</b> sei das Essen durchaus in Ordnung gewesen. Allerdings habe sie nicht sehr lange in der Einrichtung gegessen. Man habe dieses gesondert bezahlen müssen. Nach Bestehen des Führerscheins habe sie mehr zuhause gewohnt und habe dann dort auch gegessen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1990)</b> hat dazu erzählt, dass sie eine Zeit lang mit den Diakonissen gegessen habe. Das Essen, welches auch die Kinder und Jugendlichen erhalten hätten, sei aus ihrer Sicht völlig in Ordnung gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat mir berichtet, dass sie als Lehrkraft zwar nicht in der Einrichtung gegessen habe. Sie habe im Krankenhaus aber teilweise geholfen, die kranken Kinder zu füttern. Das Essen habe einen sehr guten, an das jeweilige Alter des Kindes angepassten Eindruck gemacht. Die Schilderung mit den Insekten im Essen könne sie sich gar nicht vorstellen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat sich mir gegenüber erinnert, dass das Essen nicht besonders schmackhaft gewesen sei. Ggf. habe das auch an der verordneten salzarmen Kost gelegen. Den Hinweis auf tote Tiere im Spinat könne er allerdings nicht bestätigen. Das Essen sei grundsätzlich mit Sorgfalt hergestellt worden. Daher möge vielleicht mal ein Tier versehentlich in das Essen hineingeraten sein. Aber nicht eine Vielzahl. Er könne sich das einfach nicht vorstellen. Zum einen sei das Essen von den Mitarbeitern ausgeteilt worden. Diese hätten solches Essen sicherlich zurückgehen lassen. Zum anderen sei die Leiterin der Küche, Frau Andrea Gastmann, sehr zuverlässig und genau gewesen. Nach der Schließung der Einrichtung im Borntal habe sie noch bis vor wenigen Jahren die Küche des Altersheims in Lehre geleitet.</p> <p>Der <b>Betroffenen K. (1980)</b> ist sich wegen des Vorhandenseins der Tiere im Spinat sehr sicher. Das Essen sei insgesamt wirklich nicht gut gewesen. Er habe ständigen Hunger gehabt und insbesondere unter den kleinen Portionen sehr gelitten. Daher sei verdorbenes Essen für ihn ganz besonders schlimm gewesen.</p> |
|---|--|---|

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>- noch Q4 –<br/>Einmal gab es Blattspinat mit wenig Kartoffeln ohne Spiegelei und ohne Salz im wässrigen Spinat, dafür mit tausenden toter Blattläuse und kleiner Fliegen. Ich habe trotz Hunger nur die 2 Kartoffeln gegessen und esse bis heute nur Spinat mit Blub, aber keinen Blattspinat.</p>                        | <p>Die <b>Mitarbeiterin K. (1979 + 1985 + 1988)</b> hat mir von ordentlichem bis gutem Essen berichtet.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat erzählt, dass das Essen wenig und schlecht gewesen sei. Es habe nur gedünstetes Gemüse oder Fleisch gegeben. Ein wirkliches Highlight sei aus ihrer Sicht nur der Salat mit Buttermilchdressing gewesen.</p>   |
|   | <p>Q5 –<br/>Regelmäßige Injektionen unter die Haut, die dann mit einem Smiley kindgerecht gemacht werden sollten, brannten und sehr verstörend waren, wurden im kleinen Arztzimmer mit einer elfenbeinfarbenen Taschenlampe aus den sechziger Jahren auf dem Tisch von einer Ärztin verabreicht, angeblich ein Tbc.-Test.</p> | <p>Q 5 –<br/>Testungen auf Tuberkulose hätten – so die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> - einfach stattfinden müssen. Man habe sich aber stets bemüht, die dabei entstehenden Schmerzen und Beeinträchtigungen so gering wie möglich zu halten.</p> <p>Auch die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat sich an die beschriebenen Testungen auf Tbc. erinnert.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat in diesem Zusammenhang erzählt, dass bei jedem Kind zu Beginn seines Aufenthalts grundsätzlich ein Tuberkulose-Test durchgeführt worden sei. Dieser Test sei in der Tat im Arztzimmer durchgeführt worden. Mittels einer sehr feinen Nadel sei eine in etwa erbsengroße Flüssigkeit unter die Haut injiziert worden. Es sei zutreffend, dass diese Injektion vorübergehend brennende Schmerzen verursacht habe. Anhand der Hautreaktion habe man nach einiger Zeit das Testergebnis auslesen können. Um die Einstichstelle nach Tagen wieder identifizieren zu können, sei diese in der Tat mit einem Smiley gekennzeichnet worden.</p> <p>Nachdem ich dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> den mir zuvor erklärten Sinn der regelmäßigen Injektionen erläutert habe, hat er die Notwendigkeit sofort akzeptiert. Er hat dazu jedoch festgestellt, dass man damals deutlich kindgerechter hätte vorgehen können und müssen. Ihm sei als bereits 10-Jährigem zu keinem Zeitpunkt etwas erklärt worden. Er wäre damals in der Lage gewesen, die Notwendigkeit jener Behandlung zu verstehen. Dieser Mühe habe man sich aber leider nicht unterzogen.</p> |

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>Q6 –<br/>Auf dem Flur wurde dem ältesten von uns, einem 17-Jährigen schlanken Jungen ein roter Gummischlauch über die Speiseröhre eingeführt und der Magen ausgepumpt. Wir anderen mussten dabei sitzen und an diesem erschreckenden Schauspiel teilhaben. Ich bin froh, dass dort nicht auch Operationen oder noch schlimmer Obduktionen vorgenommen wurden, denen wir wie im Hörsaal beiwohnen mussten.</p> | <p>Q6 –<br/>Auch die <b>Betroffene B. (1957/1958)</b> hat mir von einer für sie sehr traumatischen Magensaftentnahme berichtet. Sie sei – im Bett liegend – dafür von drei Personen festgehalten worden, die ihr nichts erklärt hätten.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat mir ebenfalls von sehr ungunstigen Erinnerungen bei der Entnahme von Magensaft erzählt. Auf ärztliche Anordnung habe man vielen Kindern und Jugendlichen zu Beginn der Behandlung Magensaft entnehmen müssen. Ihre Anwesenheit bei solchen Prozeduren sei für sie immer wie eine Strafe gewesen. Die Kinder hätten sehr große Angst gehabt, den Schlauch zu schlucken. Auch wenn der Schlauch „nur“ durch die Nase geschoben worden sei, sei das für alle Beteiligten furchtbar gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat dazu erklärt, dass die Magensaftentnahme für die Diagnose von Tuberkulose von großer Bedeutung gewesen sei. Daher hätten sich diese Eingriffe nicht vermeiden lassen.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir davon berichtet, dass auch bei ihr Magensaft mittels eines Gummischlauchs entnommen worden sei.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> hat sich an derartige Situationen nicht erinnern können. Er hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass ein Auspumpen des Magens doch eher auf der Krankenhausstation (Haus 6 oder im Krankenhaus in Bad Lauterberg) vorgenommen worden wäre.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> hat hingegen erklärt, dass ihm solche Eingriffe durchaus einprägsam seien. Sie hätten immer dann durchgeführt werden müssen, wenn eine Untersuchung des Magensafts des jeweiligen Kindes oder Jugendlichen erforderlich gewesen sei. Derartige Untersuchungen seien jedoch nur auf ausdrückliche ärztliche Anweisung und im übrigen regelhaft auch im Arztzimmer und nicht vor den Augen der anderen Kinder durchgeführt worden. Das sei nur ganz ausnahmsweise der Fall gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir ebenfalls von Magensaftentnahmen berichtet (siehe auch Angaben zu A7). Diese hätten allerdings in Abwesenheit Dritter und jeweils im Dunkeln stattgefunden.</p> |
|---|--|--|

|   |   |   |
|---|---|---|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>Q7 –<br/>Bei der Aufnahmeuntersuchung müsste ich eine sehr große Menge für mich bis dahin unbekanntem Traubensaft trinken, bis über den Brechreiz hinaus.</p>  | <p>Q7 –<br/>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat dazu berichtet, dass das Trinken von Traubensaft für einen kurzen Zeit bei der Behandlung und Diagnose von übergewichtigen Kindern eine Rolle gespielt habe.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat an eine solche Untersuchungsmethode keine Erinnerungen.</p> <p>Der <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> und der <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> haben mir beide erklärt, dass ihnen solche Untersuchungsmethoden nicht bekannt seien und sie davon auch nichts gehört hätten.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat dazu ergänzt, dass ihn insbesondere gestört habe, dass man ihm zu den Gründen des Trinkens nichts gesagt habe. Man habe ihn gezwungen, etwas Unangenehmes zu tun, ohne irgendetwas zu erklären. All das sei überhaupt nicht kindgerecht abgelaufen.</p>   |
|   | <p>Q8 –<br/>Es war das erste Mal für mich von daheim und meiner geliebten Mutter weg und getrennt zu sein - mein Vater starb bereits 1975 - und ich hatte unwahrscheinlich Heimweh. Ich bekam regelmäßige Briefe von daheim, die immer schon geöffnet und kontrolliert an mich ausgehändigt wurden, ebenso wie die Telefongespräche mit meiner Mutter mitgehört wurden. Nur bei den zwei Besuchen an Sonntagen konnte man vom Krankenhausgelände herunter. Ich zählte die Tage meiner Gefangenschaft und hielt mich eisern an die Diät, von den dünnen Kindern angebotene Süßigkeiten lehnte ich konsequent ab und bekam nach eigentlich 6 Wochen dann noch einmal 6 Wochen</p> | <p>Q8 -<br/>Für die <b>Betroffene B. (1957 – 1958)</b> sei Heimweh während des gesamten Aufenthalts ein erhebliches Problem gewesen. Ihre Eltern hätten sie zudem während der ersten 4 Wochen gar nicht und dann auch nur sehr selten besuchen dürfen.</p> <p>Die <b>Betroffene C. (1958)</b> hat mir ebenfalls von einem Besuchsrhythmus nur alle 4 Wochen erzählt. Darüber hinaus habe sie während ihres Aufenthaltes Geburtstag gehabt. Ihr Vater sei damals ohne vorherige Absprache mit seinem Motorrad vorbeigekommen, um ihr zu gratulieren. Erst habe man ihn unverrichteter Dinge wieder wegschicken wollen. Ihr Vater habe sich aber durchgesetzt, sodass er zwar nur kurz, aber immerhin eine ¼ Stunde mit ihr habe verbringen können.</p> <p>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat sich gleichfalls an starkes Heimweh erinnert und vor allem auch daran, dass sie in den ersten 4-5 Wochen ihre Eltern habe gar nicht sehen können. Danach auch nur einmal monatlich für gerade 2 Stunden. Bei der Bemessung der 2 Stunden sei man äußerst streng gewesen. So habe ihre Mutter stets auf den Einlass in die Einrichtung warten müssen, da die Besuchszeiten nicht mit den von ihr genutzten öffentlichen Verkehrsmittel zusammenpassten.</p> |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>Nachschlag. Nach insgesamt 9 Wochen erlitt ich einen Nervenzusammenbruch. Meine Mutter hat mich an einem Sonntag abholen wollen, Nachbarn haben sie hingefahren, Bad Sachsa war nicht mit der Bahn erreichbar. Als Schikane wurde uns gesagt, sonntags erfolge keine Entlassung und sie solle am Montag wieder kommen. Meine Mutter weigerte sich Gottlob standhaft, drohte mit der Polizei und hat mit Hilfe der Nachbarn meine Entlassung erzwungen.</p> | <p>Auch die <b>Mitarbeiterin A. (1960 - 1961)</b> hat berichtet, dass man mit den Eltern rigide umgegangen sei. Diese hätten ihre Kinder nur alle vier Wochen besuchen dürfen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin B. (1960 - 1965)</b> hat mir gegenüber das 4-wöchige Besuchsverbot während der ersten vier Wochen ausdrücklich bestätigt. Es habe zudem teilweise auch Besuchsverbote wegen der bestehenden Ansteckungsgefahr durch die an Tbc. erkrankten Kinder gegeben. Nach ihrer Erinnerung hätten allerdings auch wenige Eltern von den Besuchsmöglichkeiten überhaupt Gebrauch gemacht. Die Einrichtung sei zudem nicht einfach zu erreichen gewesen.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 - 1991)</b> hat mit den Schilderungen des Vorfalls, der auch aus ihrer Sicht vermutlich in die Zeit ihrer Hausleitung gefallen sein müsste, keine eigene Erinnerung verbinden können. Man habe insbesondere damals kein Kind gegen seinen Willen in eine Verlängerung der Kur gezwungen. Wenn ein Kind während der Zeit ihrer Verantwortung einen Nervenzusammenbruch erlitten hätte, wäre sie darüber auf jeden Fall informiert worden. In Krisensituationen sei sie immer vor Ort gewesen und habe – wenn nötig – selbst am Bett der Kinder und Jugendlichen gesessen.</p> <p>Die <b>Betroffene I. (1975)</b> hat mir erzählt, dass für sie das Heimweh das allergrößte Problem gewesen sei. Sie sei als damals 6-Jährige das erste Mal von zuhause weggewesen und habe die ganze Zeit außerordentlich gelitten. Sie habe keine Möglichkeit gehabt, ihre Eltern anzurufen. Diese hätten sie nicht besucht. Es habe keine Möglichkeit der Kommunikation gegeben. Sie habe ja – weil noch nicht in der Schule – auch nicht lesen und schreiben können. Die Briefe ihrer Eltern seien ihr jeweils vorgelesen worden.</p> <p>An den geschilderten konkreten Vorfall haben sich weder der <b>Mitarbeiter E. (1977 - 1980)</b> noch der <b>Mitarbeiter I. (1980 - 1990)</b> erinnern können.</p> <p>Laut dem <b>Betroffenen K. (1980)</b> sei das anhaltende Heimweh für ihn das allergrößte Problem gewesen. Es sei für ihn unverständlich, dass darauf nicht anders reagiert worden sei. Es sei für ihn im Borntal gar keine schöne Zeit gewesen. Die Tage seien voller unangenehmer Erlebnisse sowie Anfeindungen und Ermahnungen wegen des Abnehmens gewesen. Trotz der vielen Kinder habe keine Fröhlichkeit, keinerlei Leichtigkeit geherrscht. Die damalige Hartnäckigkeit seiner Mutter bei seiner Entlassung sei für ihn später Ansporn gewesen, sich im Leben nichts mehr gefallen zu lassen.</p> |
|---|---|--|

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> |   | <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat mir ebenfalls ihr Heimweh als größtes Problem geschildert. Sie habe unter dem fehlenden Kontakt zu ihren Eltern, von denen sie zuvor nie getrennt gewesen sei, außerordentlich gelitten. Da die Besuche in der Einrichtung eher erschwert denn erleichtert worden seien, hätten sich ihre Eltern gar nicht erst auf den Weg aus Soest nach Bad Sachsa gemacht. Auf diese Weise habe sie ihre Eltern über drei Monate nicht gesehen.</p>   |
|   | <p>Q9 –<br/>Mir wurde nach 6 Wochen von einer Pflegerin, die ein Foto meiner Mutter sah, gesagt, „wenn deine Mutter Dich lieb hätte, wärst Du nicht hier“.</p>  | <p>Q9 –<br/>An den geschilderten konkreten Vorfall konnten sich weder der von mir befragte <b>Mitarbeiter E. (1977 – 1980)</b> noch der ebenfalls von mir darauf angesprochene <b>Mitarbeiter I. (1980 – 1990)</b> auch nur im Ansatz erinnern.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat einer solcher Erinnerung ausdrücklich widersprochen. Den Kindern und Jugendlichen sei es im Borntal sehr gut gegangen, teilweise besser als zu Hause. Das sei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch durchaus bewusst gewesen.</p> <p>Der <b>Betroffene K. (1980)</b> hat mir dazu erzählt, dass ihn diese Bemerkung sehr verletzt habe. Den Grund dafür habe er nicht wirklich nachvollziehen können, da gerade diese Pflegerin zu ihm eigentlich sehr nett und freundlich gewesen sei. Das ganze habe sich an dem Tag ereignet, als er wegen der Verlängerung seines Aufenthalts ganz allein mit dieser im Haus gewesen sei. Die Pflegerin habe ihm geholfen, seine Sachen in ein anderes Zimmer zu bringen und sei dabei auf das Bild seiner Mutter gestoßen. Anschließend sei die Pflegerin mit ihm noch sehr nett nach Bad Sachsa runter gegangen und habe ihm beim Einkaufen von Andenken und Spielzeug geholfen.</p> |
|   | <p>Q10 –<br/>Schlimm war der ständige Hunger und die Tatsache, dass die dicken Kinder (Addis, zu denen ich gehörte) und die dünnen alle in einem großen Speisesaal zusammen an getrennten Tischen saßen und die einen hungerten und die anderen</p> | <p>Q10 –<br/>Die <b>Betroffene D. (1958)</b> hat mir erzählt, dass auch die dünnen Kinder nicht automatisch zu den „Guten“ gehört hätten. Vielmehr seien sie aus Gesundheitsgründen gemästet worden.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin A. (1960 -1961)</b> hat mir ebenfalls über das Essenmüssen für die lungenkranken Kinder und Jugendlichen erzählt.</p>   |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>gemästet wurden. Die dünnen Kinder waren die guten und die dicken der Abschaum, der selber Schuld war und dies bei jeder Gelegenheit gesagt bekam. Eine Zweiklassengesellschaft.</p> | <p>Die <b>Mitarbeiterin C. (1968 – 1991)</b> hat davon berichtet, dass man sich gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen, die zur Abnahme gekommen seien, sehr intensiv und vor allem auch erfolgreich um die Gewichtsreduktion bemüht habe. Insoweit habe man auch einen sehr guten Ruf bei den Ärzten gehabt. Die Kinder und Jugendlichen hätten aus den Diäterfolgen viel Selbstbewusstsein und Freude gezogen. Sie seien nicht die Loser auf der Station gewesen und seien auch nicht so behandelt worden. Das Miteinander auf der Station sei ihr wichtig gewesen.</p> <p>Die <b>Betroffene F. (1973)</b> hat mir von vielen Tränen und viel Hunger bei den Kindern berichtet, die abnehmen sollten. Man sei regelmäßig gewogen worden. Sollte man zugenommen habe, sei echt was los gewesen. Diese Kinder seien beschimpft und schikaniert worden. Einmal habe die Gewichtszunahme bei einem Mädchen dazu geführt, dass alle in einem Affentempo hätten wandern gehen müssen. Zunächst hätten die zu dünnen und die zu dicken Kinder jeweils an eigenen Tischen gesessen. Da das zu Stress an den Tischen geführt habe, habe man später alle durcheinander gesetzt. Sie wäre als älteste auf der Station angehalten worden, die kleineren, zu dünnen Kinder zu füttern.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin G. (1978 – 1980)</b> hat darauf hingewiesen, dass es aus ihrer Sicht im Haus 3 keine Zweiklassengesellschaft gegeben habe. Alle Kinder seien grundsätzlich gleich behandelt worden. Die Kinder und Jugendlichen, die zum Annehmen gekommen seien, seien trotzdem grundsätzlich gesund gewesen. Daher könne es natürlich sein, dass die anderen lungenkranken Kinder mit teilweise schweren Erkrankungen wie Mukoviszidose oder schwerem Asthma mehr Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten.</p> <p>Der <b>Betroffene H. (1974 – 1986)</b> hat mir von einem friedlichen Nebeneinander zu dünner und zu dicker Kinder berichtet. Es sei nicht so gewesen, dass die dicken Kinder irgendwie die „Loser“ gewesen seien. Letztlich hätten alle ihr gesundheitliches „Päckchen“ zu tragen gehabt. Er habe mit den dicken Kindern ebenso viel Kontakt gehabt wie mit den anderen, eher zu dünnen Kindern.</p> <p>Die <b>Mitarbeiterin H. (1979 – 1992)</b> hat mir berichtet dazu, dass sehr darauf geachtet worden sei, dass die dicken Kinder von den anderen nicht gehänselt worden seien. Alle Kinder und Jugendlichen wären von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gleich gut</p> |
|---|---|--|

**1980**, damals  
10-jähriger  
Betroffener K.  
(S. 8 - 9, 128-130)

- noch Q10 –  
Schlimm war der ständige Hunger und die Tatsache, dass die dicken Kinder (Addis, zu denen ich gehörte) und die dünnen alle in einem großen Speisesaal zusammen an getrennten Tischen saßen und die einen hungerten und die anderen gemästet wurden. Die dünnen waren die guten und die dicken der Abschaum, der selber Schuld war und dies bei jeder Gelegenheit gesagt bekam. Eine Zweiklassengesellschaft.

behandelt und versorgt worden. Es sei sehr schön gewesen jeweils zu sehen, wie stolz die Kinder nach ihren in aller Regel erfolgreichen Abnehmkursen gewesen seien. .

Der **Mitarbeiter E. (1977 – 1980)** und der **Mitarbeiter I. (1980 – 1990)** haben mir übereinstimmend erzählt, dass das gemeinsame Essen von zu dicken und zu dünnen Kindern in einem Raum - wenngleich an getrennten Tischen – im Haus 2 ausdrücklich so vorgesehen worden sei. Die übergewichtigen Kinder hätten für die Zeit nach der Kur lernen sollen, dass andere mehr und andere Sachen essen könnten. Sie sollten für die Zeit nach der Kur in die Lage versetzt werden, den „Versuchungen durch dickmachendes Essen zu widerstehen“.

Die **Mitarbeiterin J. (1983 – 1992)** hat berichtet, dass es für die übergewichtigen Kinder ziemlich strikte Diätpläne gegeben habe. Das sei für die betroffenen Kinder sicher nicht lustig und ziemlich hart gewesen. Die Einhaltung dieser Pläne sei strikt überwacht worden. Allerdings hätten sich auch tolle Erfolge eingestellt und die Kinder hätten sehr gut abgenommen.

Die **Mitarbeiterin K.** hat mir erzählt, dass sie sowohl in ihrer Zeit als Patientin (**1979 und 1985**) als auch als Erzieherin (**1988**) viele übergewichtige Mädchen im Haus 3 erlebt habe. Diese seien aber nicht die Patienten 2. Klasse o.ä. gewesen, sondern zumindest von den Diakonissen und Mitarbeitern wie alle anderen auch behandelt worden. Insbesondere angesichts des Alters der Mädchen (ab 10 – 12 Jahre) könne es allerdings schon sein, dass einige „dumme Sprüche“ gemacht hätten.

Der **Betroffene K. (1980)** hat mir dazu erzählt, man habe ihm und den anderen zu dicken Kindern gleich sehr deutlich gemacht, dass sie es ganz allein zu verantworten hätten, dass sie so wenig essen dürften. Sie hätten ja früher viel zu viel gegessen. Er und seine Leidensgenossen seien wie minderwertige Wesen behandelt worden. Allein die tägliche Prozedur des Wiegens sei schrecklich gewesen. Als gut wäre nur eine Gewichtsabnahme angesehen worden. Bei Gewichtsgleichstand habe es schon ein „Stirnrunzeln“ und bei Gewichtszunahmen richtig Ärger und Schikane gegeben.

|   |  |  |
|---|--|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> |  | <p>Die <b>Betroffene L. (1982)</b> hat von sehr wenig Solidarität unter den Mädchen berichtet. Aber alle Kinder seien nicht freundlich behandelt worden. Es habe in dem Sinne keine „Guten“ gegeben. Auch für sie sei das Nebeneinander von hungernden Kindern und Kindern, die zunehmen sollten, sehr, sehr schwierig gewesen. Aber man habe es ihnen als Training für das Leben „draußen“ verkauft.</p>  |
|   | <p>Q11 –<br/>Wie bereits telefonisch besprochen, halte ich die Aussage, Personalakten und Namen und Daten der Beschäftigten und vor allem Diakonissen seien nach so langer Zeit nicht mehr vorhanden, für abwegig. Da es immer mal wieder vorkommt, dass Diakonissen aus welchen Gründen auch immer den Orden selbst nach langjähriger Zugehörigkeit verlassen und ins Privatleben zurückkehren, muss vom Orden als Arbeitgeber bei der Deutschen Rentenversicherung ein Verfahren der Nachversicherung in der Rentenversicherung erfolgen. Dies geschieht dann natürlich über Formulare in einem Verwaltungsverfahren bei dem die Dienstzeit seit Eintritt in den Orden belegt werden muss. Ohne Personalakten wird es dem Arbeitgebern kaum möglich sein, dies zu belegen, also hat es eine entsprechende Registratur gegeben, auch da man auch gegenüber von Krankenkassen, Berufsgenossenschaft und der Steuerverwaltung nachweispflichtig ist. Im Übrigen sprechen wir hier über einen Zeitraum bis</p> | <p>Q11 –<br/>In den von mir eingesehenen Akten gab es keine entsprechenden Unterlagen mehr. Das ist – auch nach meiner eigenen langjährigen Verwaltungserfahrung an zwei großen Gerichten – angesichts des Zeitablaufs ohne weiteres nachvollziehbar. Unterlagen werden regelmäßig – meist nach 10 Jahren – schon aus Platzgründen vernichtet. Die Problematik einer etwaigen Nachversicherung der Diakonissen stellt sich angesichts der regelmäßig erbrachten freiwilligen Beitragszahlungen in die Rentenversicherung (siehe F 17) nicht. Die Fristen für die Aufbewahrung für die Steuer, Krankenkasse pp. belaufen sich im übrigen ebenfalls auf 10 Jahre.</p> <p><b>Sr. R.</b> hat mir auf meine Nachfrage mitgeteilt, dass die EDV erst Anfang der 90er Jahre in den Einrichtungen des Diakonissen-Mutterhauses Einzug gehalten habe. Da der Verwaltungschef in Norderney ansässig gewesen sei, habe man dort mit der EDV begonnen. Sie vermutet, dass in Bad Sachsa angesichts der Schließung im Jahr 1993 die EDV gar nicht erst mehr eingeführt worden sei.</p> <p>Aber selbst wenn, wären auch diese Daten angesichts des Zeitablaufs ebenfalls längst gelöscht worden. Auch vorhandene elektronische Daten werden nicht unendlich aufbewahrt bzw. können wegen sich ständig ändernder Speichermedien auch nicht mehr gelesen werden. Angesichts der Schließung der Einrichtung bestand für das Diakonissen-Mutterhaus aus durchaus nachvollziehbaren und aus meiner Sicht völlig unverdächtigen Gründen kein Anlass, die Personalakten und sonstigen Akten über die gesetzlichen Fristen hinaus aufzubewahren.</p> |

|   |   |  |
|---|---|--|
| <p><b>1980</b>, damals 10-jähriger Betroffener K. (S. 8 - 9, 128-130)</p> | <p>ca. 1992 in dem die EDV an der Tagesordnung war und nicht wie in den 1930er bis 1950er Jahren schlicht nicht vorhanden. Ich gehe davon aus, dass von den 1960er bis 1992 Computer zum Einsatz kamen und auch an andere Behörden und staatliche Einrichtungen Meldungen und Datenaustausch erfolgte. Ich selber bin Verwaltungsangestellter mit über 25-jähriger Berufserfahrung unter anderem im Bereich Personalwesen und Lohnabrechnung sowie bei der Deutschen Rentenversicherung Hannover-Braunschweig tätig gewesen, der ehemaligen LVA Braunschweig.</p> |  |
|---|---|--|

**Anhang:**

|    |  |        |           |
|----|--|--------|-----------|
| A. | Bericht der Betroffenen E.                   | Seite  | 125       |
| B. | Bericht der Betroffenen G.                   | Seite  | 126       |
| C. | Bericht der Betroffenen J.                   | Seite  | 127       |
| D. | Bericht des Betroffenen K.                   | Seiten | 128 - 130 |
| E. | Bericht der Betroffenen M.                   | Seite  | 131       |
| F. | Bericht über die Angaben der Betroffenen N.  | Seiten | 132 - 133 |
| G. | Bericht über die Angaben des Betroffenen O.  | Seiten | 134 - 136 |
| H. | Bericht über die Angaben der Betroffenen P.  | Seiten | 137 - 138 |
| I. | Bericht über die Angaben der Betroffenen Q.  | Seiten | 139 - 140 |
| J. | Zeitungsartikel im Harzkurier vom 30.09.2022 | Seite  | 141       |

## A. Bericht der Betroffenen E.

Ich heiße Meike, bin geboren im Frühjahr 1963 und war als Achtjährige vom 12.7.1971 bis zum 24.8.1971, während der Hamburger Sommerferien, gemeinsam mit meiner im Frühjahr 1960 geborenen elfjährigen Schwester, zu einem Heilverfahren in der Heilstätte im „Kinderkrankenhaus Im Borntal“ in Bad Sachsa untergebracht.

Ich leide heute an einer Totalamnesie, die den Zeitraum meiner frühesten Kindheit bis ins Erwachsenenalter umfasst. Noch heute lebe ich nach dem erlernten Muster, „unangenehme“ Erlebnisse nicht zu speichern, nicht zu erinnern. Seit 2020 befinde ich mich in therapeutischer Behandlung.

Im Sommer 2020 wurde ich auf einen Fernseh-Bericht ehemaliger Verschickungskinder aufmerksam und begab mich auf Erinnerungssuche. Mir liegen Fakten über unseren Aufenthalt Im Borntal vor: Fotos unseres Aufenthalts, persönliche Briefe nach Hause (Erwähnung der Vornamen von Tanten und Schwestern sowie die Mittwochsvisite des Arztes), Aufnahmeschreiben der BfA (Bundesversicherungsanstalt für Angestellte), Entlassungsscheine (Stempel des Chefarztes Dr. K., sowie eine nicht zu entziffernde Arzt-Unterschrift i.V.), sowie ein Brief der Diakonisse Schwester E. (hier erwähnt Schwester E., dass sie bereits „diverse Male die Transporte der Kinder mit dem Bus begleitet hat“). Des Weiteren bin ich im Besitz eines Kleidungsstücks mit meinem eingenähten Namensschild. Dieses Kleidungsstück trage ich auf einem Foto, das mir in einer kleinen Kartonbroschre mit weiteren Fotos des 6-wöchigen Aufenthalts ebenfalls vorliegt.

Neben den mir vorliegenden Fakten sind folgende Erinnerungen jedoch die einzigen, die ich an meine 6 Wochen Im Borntal habe:

1. Ich sitze mit meiner Schwester an einem Teich und dort sind Libellen, vor denen ich noch heute große Angst habe und
2. wir wandern in einer Gruppe durch den Wald und singen „komm, komm, lockt der Schritt, komm Kamerad wir ziehen mit“ (Programmlied der Bndischen Jugend „Die Grauen Nebel“,

Quelle: [Die grauen Nebel hat das Licht durchdrungen \\* Volksliederarchiv](#) (11.000 Lieder))

Im Oktober 2021 war ich nach 50 Jahren erstmalig wieder auf dem Gelände des ehemaligen Kinderkrankenhauses. Ich stand vor dem Haus 1 (Vogelhaus, Quelle: Schwester E's. Vermerk auf einem Foto), in dem meine Schwester und ich 1971 in einem Doppelzimmer im Erdgeschoss (Erinnerung meiner Schwester) untergebracht waren. Mich überkam eine unendlich tiefe Traurigkeit, die körperlich schmerzte, und ich weinte stundenlang. Mein Mann, der mich begleitete, konnte mich nicht beruhigen.

Auch wenn ich mich nicht an diese 6 Wochen im Sommer 1971 erinnere, wünschte ich, ich wäre nie dort gewesen.

### Anmerkung:

Die von der Betroffenen E. gestellten Fragen sind als E01 – E22 bezeichnet und auf den Seiten 72 - 93 zu finden.

Persönliche Angaben zu der Betroffenen E. sind auf der Seite 6 abgedruckt.

## B. Bericht der Betroffenen G.

Zusammen mit meiner Schwester bin ich als Sechsjährige 1973 für sechs Wochen gesund nach Bad Sachsa verschickt worden in das Kinderkrankenhaus „Im Borntal“, das von den Diakonissen „Kinderheil“ geführt wurde - und habe wirklich die Hölle erlebt. Ursprünglich hatte meine Mutter eine Kur zusammen mit uns Kindern im Frühjahr beantragt, aber das wurde von der Krankenkasse abgelehnt. Wir wurden dann im Herbst, ein paar Wochen nach der Einschulung, verschickt, obwohl überhaupt kein medizinischer Grund vorlag. Wir waren völlig gesund. Der Kinderarzt meinte zu meinen Eltern, „es würde uns guttun“.

Zentral wurden wir Kinder in Hamburg mit dem Bus eingesammelt, dann wurde jeder weitere Kontakt nach Hause unterbunden.

Im Haus 1 in Borntal mussten wir an Kleidung erstmal alles abgeben, es wurde zugeteilt.

Dunkel war es und still, eine bedrückende Atmosphäre, das war das erste Gefühl. Wir freuten uns als Schwestern, dass wir ein Zweibettzimmer hatten, ohne zu ahnen, was der Grund dafür sein könnte. Gleich am ersten Abend holte mich ein Junge aus der Gruppe (wir saßen alle noch um den Tisch) und brachte mich zum Arzt in das kleine Behandlungszimmer.

Als der Junge gegangen war und der Arzt das Zimmer von innen abschloss, wusste ich, dass etwas Schreckliches passieren wird. Es geschah die erste Vergewaltigung. Am Ende zog der Arzt mich an, machte das Licht aus und ging. Es war mir überlassen, den Weg zu finden.

Die Tage waren geprägt von Erniedrigung, Demütigung, Gehorsam und Bestrafung, alles aufessen, etc., reden, wenn man durfte. Schlimm waren die kontrollierten Toilettengänge und die Bestrafung, wenn jemand ins Bett gemacht hatte (nachts durfte niemand auf die Toilette gehen). Dann wurde das Kind von der Diakonisse erst vor allen niedergemacht, dann die Treppe in den Keller geschleift und unter die kalte Dusche gestellt: Sie machte die Dusche an und bestimmte, wie lange man auszuharren hatte. Dann gab es Sätze, wie „jetzt wirst du ein braves Mädchen sein“. Das Schlimme war, dass diese Diakonisse auch mit der Gaskammer drohte, und man wusste als Kind nicht,

was einen unten wirklich erwartet. Es gab auch Nazimethoden mit Appell zum Antreten, die Androhung der Gaskammer bei ungenügendem Verhalten, Sätze wie „ihr seid nichts wert als Menschen“ oder „eure Eltern wollen euch nicht zurückhaben“.

Wir durften nie raus, nur am Sonntagnachmittag oder wenn ein Kind zur Krankenstation gebracht wurde. Manchmal mussten wir alle einen Film ansehen, vor der Tür saß die Diakonisse und hat aufgepasst, dass niemand den Raum verlässt. Schulunterricht gab es keinen. Unser Ziel war, diese Zeit zu überstehen, möglichst wenig aufzufallen.

Regelmäßig stand der Arzt dann abends im Zimmer und hat mich geholt. Ich habe mich sehr vor der sog. Todesspritze gefürchtet, mit der er mir drohte, vor seiner Bestrafung, wenn ich zu früh dissoziierte. Dadurch, dass ich nachts nur in unser Zweitbettzimmer musste, fiel es niemandem auf. Aber es hätte sowieso niemand etwas gesagt, die Angst in unserem Haus war viel zu groß. Eine Diakonisse gab es nachts in meiner Erinnerung nicht – oder wenn, dann hat sie sich gut versteckt. Ich glaube, die leitende Diakonisse in Haus 1 wusste genau, was der Arzt machte. Das hatte alles System.

Als meine Eltern uns in Hamburg wieder abgeholt haben, haben wir kein Wort über diese Verschickung gesagt. Ohne uns miteinander zu verständigen, war klar, diesen schrecklichen Ort lassen wir im Vergessen – als ob es nie wahr gewesen wäre. Folgen von dem Aufenthalt blieben trotzdem nicht aus, unser Vertrauen in das Leben war zutiefst erschüttert.

2011 flog mir das Trauma mit allen schrecklichen Bildern und Ereignissen um die Ohren, seither versuche ich mit viel Therapie in dieses Leben zu kommen.

### Anmerkung:

Die von der Betroffenen G. gestellten Fragen sind zusammen mit den Fragen der Betroffenen F. als B01 – B18 bezeichnet und mit den dazu gegebenen Antworten auf den Seiten 52 - 69 zu finden. Persönliche Angaben zu der Betroffenen G. sind auf der Seite 6 abgedruckt.

### C. Bericht der Betroffenen J.

Ich bin weiblich, geboren im Juni 1974.

1978 war ich im Juli/August als gerade 4-Jährige für 6 Wochen im Borntal. Ich wurde zeitgleich mit meiner 3 Jahre älteren Schwester verschickt, wir wurden getrennt untergebracht.

Meine Verschickung hatte ich verdrängt, erst durch einen Fernsehbericht wurde mir bewusst, das es da „etwas“ gegeben hat.

Bei einer Internetrecherche stieß ich auf <https://verschickungsheime.de> und darüber auf die Facebookseite <https://www.facebook.com/groups/528366034431263>, wo sich ehemalige Betroffene finden und austauschen.

Erst durch den Austausch und weitere Berichte wurde mir bewusst, dass der damalige Aufenthalt stattgefunden hat und bis heute Auswirkungen auf meine Leben hat.

Mit anderen Betroffenen hat sich eine Aufarbeitungsgruppe speziell für die Vorkommnisse in dem Heim und Kinderkrankenhaus in Borntal in Bad Sachsa gebildet. Der Wunsch nach Aufarbeitung stieß auf starken Widerstand bei den Verantwortlichen und auch der Prozess zur Umsetzung war sehr zäh und zeit-aufwendig.

Es bei der Aufarbeitung nicht um Schuldzuweisung, sondern um die Anerkennung von Leid. Ohne eine Anerkennung von Leid wird eine Heilung von Traumata erschwert bis unmöglich gemacht. Mittlerweile werden immer mehr Berichte Betroffener laut und wiederholen sich mit schlimmen Details. Es wurden Millionen Kinder verschickt und es ist wichtig, dass sie gehört werden.

Ich habe fast keine Erinnerungen, und die vorhandenen sind nicht gut. Ich habe durch die Verschickung in dem sehr jungen Alter ein Bindungstrauma

erlitten, welches mich bis heute beschäftigt. Ob mehr vorliegt, kann ich zur Zeit nicht sagen.

Ich erinnere mich an einen schmerzhaften Allergietest. Es war ein Pricktest, bei dem zunächst die Haut aufgeritzt wird, um dann eine (möglicherweise) allergieauslösende Substanz auf die Hautstelle zu träufeln. Der Allergietest wurde auf meinem Rücken gemacht, wie viele Hautritzungen es gab, kann ich nicht erinnern.

Aus meinem späteren Leben weiß ich: Wenn nur wenige Testungen erfolgen, werden sie auf dem inneren Unterarm gemacht. Für den Test kniete ich mit nacktem Oberkörper vor einer Diakonissin, die auf einem Stuhl saß. Meine Arme hatte ich auf ihrem Schoß abgelegt, sie hielt mich mit den Händen an den Unterarmen fest. Die Ritzungen waren für mich sehr schmerzhaft und ich wollte mich der Situation entziehen. Da mich die Diakonissen aber sehr festgehalten hat, war mir das nicht möglich. Da habe ich sie gebissen. An den weiteren Verlauf kann ich mich nicht erinnern.

Bis ins Erwachsenenalter hatte ich Träume, in denen ich dringend aufs Klo musste. Wenn ich im Traum die Tür zu einer Toilette öffnete, trat ich stets in einen Raum, in dem es keine abgeschlossene und vor Blicken geschützte Möglichkeit des Klogangs gab. Mal standen mehrere Toiletten direkt nebeneinander, mal waren sie nur von Wänden und ohne Tür umgeben, mal waren beobachtende Personen anwesend. In jedem Fall wachte ich aus diesen Träumen auf.

Fotos und Filmaufnahmen von den Toilettenräumen aus dem Heim im Borntal haben mich die Räumlichkeiten wiedererkennen lassen.

#### Anmerkung:

Die von der Betroffenen J. gestellten Fragen sind als A01 – A27 bezeichnet und mit den dazu gegebenen Antworten auf den Seiten 15 – 52 zu finden. Persönliche Angaben zu der Betroffenen J. sind auf Seite 7 zu finden.

#### **D. Bericht des Betroffenen K.**

Am 28. März 1980, einem Freitag, brachte mich meine Mutter mit Hilfe eines Nachbarn, der ein Auto besaß, im Alter von 10 Jahren in das Kinderkrankenhaus im Borntal nach Bad Sachsa. Für mich war es die erste lange Trennung von meiner geliebten Mutter und meinem Zuhause. Der Grund war eine Abnehmkur, welche meine Kinderärztin verschrieben hatte und welche die DAK als Kostenträger ausrichtete.

Für diese Kur waren 6 Wochen angedacht und so war entsprechend Kleidung dabei, welche meine Mutter aufwändig Stück für Stück gemäß Vorgabe mit Schildchen mit den Buchstaben meiner Initialen versehen hatte, was schon einen gewissen Aufwand bedeutete und mich noch Jahre später an meine Inhaftierung, anders möchte ich es nicht nennen, erinnert hat.

Ich fand in dem Haus, ich glaube es war Haus 2, eine Anzahl von Jungen vor, die zwischen 10 und 17 Jahre alt waren. Mein Bett befand sich in einem Zimmer mit 5 anderen Jungen im Alter von 10 bis 11 Jahren, einem Zwillingpaar aus Bremen, einem Jungen aus Ostfriesland und einem weiteren aus Osnabrück, mit denen ich schnell gut ausgekommen bin.

In dem Haus bestand eine Hackordnung unter den Jungen, die schon länger da waren und zumeist älter waren, sie gaben den Ton an und man tat gut daran, sich zu fügen. Auch lernte man Ausdrücke, die einem zuvor unbekannt waren.

Gleich bei der Ankunft wurde vom Personal klar gemacht, dass es eine Zweiklassengesellschaft gab, die dünnen Kinder, die zum Zunehmen dort waren, waren die Guten, die alles bekommen, was das Herz begehrt und die dicken, die Adis, von Adipositas, also Fettleibigkeit, die Schlechten, die an ihrem Los selber Schuld waren und das nun büßen mussten.

Diese Einteilung in schwarz und weiß zog sich durchgehend durch die Zeit des Aufenthaltes im Borntal.

Die Adis wurden an Tische zusammen gesetzt, die Dünnen ebenfalls, wobei es keine räumliche Trennung im Speisesaal gab. Die dünnen Jungs bekamen

alles, was man sich vorstellen konnte zu essen, wir dicken Jungen bekamen einen grässlich Fraß und hatten immer Hunger und mussten zudem den dünnen Kindern bei der Mast zusehen. Ich sehe heute noch die gelben Nesquik-Dosen und die Marmelade, Nutella, Brötchen, Wurst und Käse auf den übervollen Tischen.

Am Abend der Ankunft wurden wir Neuen nach dem Abendessen alle vor der Tür zum Speiseraum gesammelt und einzeln hereingerufen. Ein Pfleger mit weißem Kittel und Bart, ein Herr Wentin, Mentin oder Mertin oder so ähnlich holte dann jeden einzeln herein. Er führte jeden zu einer Sitzgelegenheit in der Mitte des Raums die durch eine Decke verhüllt war und aus einem Stuhl bestand, dessen Sitzfläche fehlte, so dass man von der Decke gehalten wurde wenn man Platz nahm, wozu er einen aufforderte. Man bekam gesagt, man sei beim Zahnarzt und nun würde man untersucht werden und solle den Mund aufmachen. Sogleich stocherte er mit einem Holzspachtel im Mund herum und fragte immer wieder: „Tut es hier weh?, Tut es da weh?“, was man dann verneinte. Die anderen Jungen, die bereits im Raum waren, als man herein kam, wartet gebannt den weiteren Ablauf ab und auf die erneute Frage, ob es weh täte gab es von einem unter der Decke hockenden Jungen unvermittelt einen Stich mit einer Nadel ins Gesäß, was natürlich zu einem Schmerzensschrei führte. Dies veranlasste den Pfleger zu der Bemerkung, es tut also doch weh und sowohl er als auch das Publikum bogen sich vor Lachen, und das nächste Opfer wurde hereingeführt und musste sich diesem Aufnahme-ritual aussetzen, bis alle durch waren.

Ebenfalls verstörend waren die medizinischen Untersuchungen, bei denen man im Labor eine große Menge Traubensaft trinken musste, sodass man sich fast übergab und dann am Ohrläppchen Blut für einen Zuckertest abgenommen bekam.

Auch fand ein weiterer Test mehrmals pro Person im Arztzimmer statt, bei dem man eine Flüssigkeit unter die Haut des Armes gespritzt bekam, was zu einer pfenniggroßen gefüllten Blase führte, sehr weh tat und um es kindgerecht zu machen mit einer Zeichnung eines Smileys verziert wurde.

Auch wurden wir alle auf dem Flur versammelt und mussten zusehen, wie dem

17-Jährigen ein rosa Gummischlauch über die Speiseröhre eingeführt und anschließend der Magen ausgepumpt wurde, was eine wirklich schockierende und befremdlich Erfahrung war. Der Sinn erschließt sich mir bis heute nicht, und es war für den Jungen und auch uns anderen sehr unangenehm und demütigend.

Mir ist es passiert, weil mein Verhalten nicht den Erwartungen des Personals entsprach, dass ich längere Zeit in den Waschraum gesperrt wurde, in dem sich auch eine Toilettenkabine befand und dann andere Kinder diese für ihr großes Geschäft nutzten und ich die ganze Zeit weiterhin in dem Raum verbringen musste und diesen Einflüssen ausgesetzt war.

Die fast täglichen Waldspaziergänge endeten damit, dass wir durch eine Kellertür in das Haus zurückkehrten, uns sodann nackt ausziehen mussten, was mir in dieser Form bisher unbekannt und deshalb peinlich war. Dann wurden wir gegen unseren Willen in dem gefliesten Kellerraum mit einem dicken Schlauch abwechselnd kalten und warmen Güssen unterzogen. Die ausführenden Mitarbeitenden genossen diese Prozedur offensichtlich, mir war das ganze Treiben einfach zuwider, weshalb mir vor den Waldspaziergängen immer graute.

Ich habe bereits erwähnt, dass das Essen der Adis nicht das beste war, einmal gab es einfachen ungesalzene Blattspinat mit zwei Kartoffeln, wobei ich zu meinem Entsetzen in dem Spinat unzählige mitgekochte Blattläuse und Eintagsfliegen entdeckte, sodass ich trotz großem Hunger nur die wenigen Kartoffel aß und bis heute Blattspinat verabscheue.

Den Schulunterricht empfand ich genau wie die erzwungenen Turn- und Schwimmstunden als sehr unangenehm, zumal man barfuß turnen musste, obwohl man Turnschuhe in die Kur mitgenommen hatte.

In der wenigen Freizeit war man sich selbst überlassen, gelegentlich wurden Spiele gespielt, es lief mal ein Plattenspieler, für den es nur eine einzige Platte von Conny Francis aus den 60er Jahren mit dem Titel „Die Liebe ist ein seltsames Spiel“ gab, in der ganzen Zeit habe ich einmal fernsehen dürfen, die

größeren Jungen durften Aktenzeichen XY ungelöst schauen, wohl um bei Verbot Protest zu vermeiden.

Das tägliche Wiegen war ein Horror, hatte man abgenommen, war alles gut, bei Stillstand kamen Bemerkungen, und man musste sich erklären, bei Gewichtszunahme kam offene Kritik, und es wurde Druck ausgeübt. Ich kann nichts darüber sagen, wie das sich bei den dünnen Kindern verhielt, da diese getrennt von den dicken gewogen wurden.

Meine Mutter schickte mir jede Woche einen großen braunen Umschlag für 2,10 DM Porto mit Yps, Fix und Foxi und Micky Maus, der aber immer zur Inhaltskontrolle geöffnet übergeben wurde, auch der wöchentliche Anruf von ihr wurde nach meiner Meinung mitgehört, ebenso wurden Postkarten, die wir schrieben, zensiert. Man war ja darauf angewiesen, dass die Post vom Personal auf den Weg gebracht wurde, einen Briefkasten der Bundespost gab es nicht.

Das Essen wurde von der Küche durch die Hausmeister in großen Metallbehältern mit zwei alten VW 1600 Variant in hellblau und weinrot ohne Kennzeichen an die Häuser geliefert.

Die Diakonissen waren bis auf eine junge, die sich um mich gekümmert hat und mit der ich mich angefreundet hatte, welche dann aber ins Mutterhaus versetzt wurde, kalt und unnahbar. Für mich waren auch die ständigen Gebete vor und nach dem Essen und vor dem Einschlafen ungewohnt. Bis auf eine Küchenhilfe, die eine Nachtwache und die nette Diakonisse war das Personal kalt und unfreundlich, Zuwendung gab es sonst keine. Es war sehr lieblos und sachlich kalt.

Ich zählte täglich die Tage bis zur Entlassung und litt sehr großes Heimweh. Ich war so verzweifelt, dass ich an einem Tag vom Balkon springen wollte, nur das Eingreifen und Zureden meine Zimmerkollegen hielt mich davon ab.

Ich bekam in der Zeit zweimal Besuch von meiner Mutter, die die Anreise nur durch Dritte bewältigen konnte, die ein Auto hatte und sie fuhren.

Wir sind dann in den Ort gegangen, waren auch in einem Eiscafe, wo es Spaghetti-Eis gab. Ich war eisern und habe nicht gegessen, weil ich nicht zunehmen wollte. Meine Mutter sagte mir später mehrfach, ich hätte ihr so leid getan, wie ich da so saß. Auch von meine dünnen Zimmergenossen habe ich keine Süßigkeiten angenommen, obwohl es diese durch Pakete von deren Eltern reichlich gab.

Mit einer der Diakonissen war ich einmal bei einer kirchlichen Veranstaltung, bei der ein Pastor vor Kindern und Jugendlichen sprach und dann eine Frage stellte. Ich meldete mich und gab die Antwort, über die der Pastor so begeistert war, dass er die Schwester fragte, ob er mir ein Hustenbonbon schenken dürfte, was sie erlaubte, wohl weil es ein Pastor war. Dieses Bonbon habe ich nie gelutscht, sondern weggeworfen, aus Angst zuzunehmen und meine Haft damit zu verlängern.

Nach 6 Wochen erfuhr ich, dass ich eine Verlängerung um weitere 6 Wochen bekam, obwohl ich gut Gewicht verloren hatte. Meine Zimmergenossen reisten ab und ich blieb zurück. Ich zog in ein Zweierzimmer um, eine Mitarbeiterin half dabei, sie entdeckte ein Foto meiner Mutter und bemerkte, nachdem sie gefragt hatte, wer das denn sei: „Deine Mutter hat dich nicht lieb, sonst wärst du nicht hier!“ Das habe ich aber nie geglaubt, trotz Verzweiflung.

Nach weiteren 3 Wochen erlitt ich einen Nervenzusammenbruch, durch die ganzen Umstände und das ständige Heimweh. Meine Mutter kam mit Nachbarn, die sie fuhren, am Sonntag, um mich abzuholen. Das Personal sagte ihr: „Sonntags sind keine Entlassungen, kommen Sie morgen wieder.“ Meine Mutter und die Nachbarn machten einen riesen Aufstand und drohten mit der Polizei, so wurde ich dann doch am Sonntag entlassen. Bad Sachsa liegt sehr abgelegen, meine Mutter hätte am Montag gar nicht wieder kommen können, ohne Auto und Nachbarn, die ja arbeiten mussten.

Am Sonntag, den 1. Juni 1980, konnte ich dem Borntal entkommen, diese Zeit prägt mich bis heute. Ich fahre nirgends hin, ohne zu wissen, wie komme ich selbstständig weg, ohne auf andere angewiesen zu sein, am besten nur mit

dem eigenen Auto, wo ich selber bestimme wann und wie. Und ich habe mir vorgenommen, mir nie wieder etwas gefallen oder zufügen zu lassen, wenn es nicht sein muss.

**Anmerkung:**

Die von dem Betroffenen K. gestellten Fragen sind als Q01 – Q11 bezeichnet und mit den dazu gegebenen Antworten auf den Seiten 110 – 123 zu finden. Persönliche Angaben zu dem Betroffenen K. ergeben sich auf Seite 7.

**E. Bericht der Betroffenen M.**

Auf Empfehlung des Kinderarztes wurde ich mit 5 Jahren zur Behandlung einer spastischen Bronchitis in das Kinderkrankenhaus „Im Borntal“, Bad Sachsa, verschickt.

Erstmal alleine im Zug, mit einem laminierten, braunen Zettel um den Hals, auf dem mein Name und der Zielort notiert waren. Eine Diakonissin stieg einige Haltestellen später dazu. Ich habe nicht verstanden, warum ich dem behüteten Elternhaus entrissen und weggeschickt wurde, das vorherrschende Gefühl war Angst und Sehnsucht nach der Familie.

Am fremden Ort angekommen und nachdem mir ein Bettchen im Schlafsaal zugewiesen worden war, verstaute eine Betreuerin meine mitgebrachte Kleidung und entnahm dem Koffer mit spitzen Fingern mein Kuschtier, das sofort weggenommen wurde, da es mit Bakterien und Keimen von zu Hause belastet sein könnte. Ich habe geweint.

In den sechs langen Wochen meines Aufenthaltes, es muss im Winter gewesen sein, saß ich stundenlang vor meinem Mittagessen, wenn ich es verweigerte, und ich bekam Spritzen mit mir unbekanntem Wirkstoff. Einige Kinder bekamen Pakete von Daheim, ich nicht, die Erklärung war, dass ich wohl vergessen worden sei oder die anderen Kinder vielleicht braver waren als ich.

Mit 5 Jahren war ich brav und angepasst, das Heimweh und die Angst, nicht mehr nach Hause zu dürfen, die Angst vor Strafen und Demütigungen ließen mich aber sehr viel weinen. Ich erinnere mich gut daran, dass ich in der Nacht in die Bettdecke gebissen habe, damit mein Schluchzen nicht gehört wurde.

Da ich noch nicht schreiben konnte, schrieben die Diakonissen Briefe nach Hause. Jedes Mal bat ich darum zu notieren, dass meine Mama mich bitte abholen solle. Das wurde nicht erwähnt. Nur lapidare, gelogene Floskeln, dass es mir sehr gut gehe und ich mich wunderbar erholen würde.

Ich habe, als ich wieder nach Hause kam, nichts erzählt. Vermutlich habe ich mich geschämt, vielleicht wollte ich meine Eltern gar nicht belasten. So wurde ich mit 10 Jahren noch einmal nach Bad Sachsa verschickt, daran habe ich aber wenig Erinnerungen. Das Gefühl, dass ich nicht gut genug bin, dass ich selber Schuld an allem trage, begleitet mich bis heute.

**Anmerkung:**

Die persönlichen Angaben zu der heute 52-jährigen Betroffenen M. ergeben sich auf Seite 8.

## **F. Bericht über die Angaben der Betroffenen N.**

Im Nachgang eines Artikels zum Thema Verschickungskinder in der Goslarischen Zeitung vom 20.09.2023 wandte sich Frau N. an Sr. R. aus dem Diakonissen-Mutterhaus. Frau N. möchte die schlechten Erfahrungen, die sie mit der Kinderklinik im Borntal gemacht habe, gerne weitergeben und sich damit auch davon befreien. Die Kontaktdaten von Frau N. wurden über Sr. R. erhalten. Frau N. ist nach Auffassung der Unterzeichnerin als Betroffene zu führen. Sie leide auch heute noch sehr darunter, dass sie ihre beiden Töchter in den Jahren 1976 und 1980 in der Kinderklinik habe behandeln lassen.

Im Einzelnen:

Die 1946 geborene Frau N. habe schon immer Oberharz gelebt. Sie habe zwei in den Jahren 1975 und 1977 geborene Töchter, die beide in der Kinderklinik im Borntal behandelt worden seien. Insbesondere bei der Behandlung der älteren Tochter habe sie sehr schlechte Erfahrungen gemacht.

Die ältere Tochter habe unter schwerem Asthma gelitten, welches bereits während des ersten Lebensjahr habe medizinisch behandelt werden müssen. Herr Dr. K. sei damals der führende Asthma-Spezial im Bereich des Harzes gewesen. Er habe ihr dringend einen Kuraufenthalt in der Kinderklinik im Borntal empfohlen. Dieser Empfehlung sei sie nachgekommen. Der Aufenthalt ihrer Tochter – damals zunächst noch im Kurbereich und dann im Krankenhausbereich - sei einfach nur furchtbar gewesen. Sie habe ihre Tochter dort abgeben müssen und habe sie nur ganz selten (1x wöchentlich) zu fest gelegten Besuchszeiten sehen dürfen. Bei den Abschiedssituationen habe ihre Tochter nur geschrien. Aus ihrer Sicht und sicher auch aus Sicht der Kinder sei es die Hölle auf Erden gewesen. Die Kinder hätten den Eindruck gewinnen müssen, die Eltern kämen nicht mehr wieder. Sie hätten einfach nicht verstehen können, warum diese weggegangen und nicht baldigst wiedergekommen sei. Derartiges sei aber strikt verboten gewesen. Das Geschrei beim Abschied seien auch als Begründung für die sehr restriktive Besuchsregelung herangezogen worden.

Sie erinnere nicht, dass die Kinder getröstet und in den Arm genommen worden seien. Vielmehr habe man für den Fall weiteren Schreiens und Weinens mit Essensentzug gedroht. Von Schlägen oder körperlichen Misshandlungen der Kinder habe sie aber nichts gehört. Nach außen habe die Einrichtung einen super Eindruck hinterlassen. So habe es dort sogar ein Schwimmbad gegeben, und den Kindern sei Heilgymnastik verordnet und erteilt worden. Die Einrichtung habe idyllisch gelegen. Da im kleinen Krankenhaus ihres Heimatortes auch Diakonissen tätig gewesen seien und diese einen sehr menschlichen Eindruck hinterlassen hätten, habe sie im Jahr 1976 keinerlei Bedenken gehabt, ihre Tochter in die ebenfalls von Diakonissen geleitete Einrichtung im Borntal zu geben.

Bei ihren wenigen Besuchen in der Einrichtung habe sie keine guten Erfahrungen gemacht. Als sie einmal gekommen sei, habe sie zwei Diakonissen über ein Kind schimpfen und toben hören. Dabei hätten sich die beiden über ein Kind aufgeregt, welches seinen Kakao im Bett verschüttet und dieses damit völlig dreckig gemacht habe. Sie habe dann auch noch feststellen müssen, dass über ihre Tochter geschimpft worden sei. Sie habe sich damals nicht dagegen wehren können. Sie sei so erzogen worden, dass sie die Diakonissen als Respektspersonen angesehen habe. Es sei eben eine andere Zeit gewesen. Und gerade im Harz sei es noch sehr lange so furchtbar streng wie zu Adolfs Zeiten zugegangen. Darüber hinaus habe sie eine allerdings eher vage Erinnerung, dass ihre Tochter mit den Händen am Bett festgebunden gewesen sei. Ihre Tochter habe im Borntal das Laufen gelernt. Sie erinnere sich noch daran, dass sie aufgefordert worden sei ihrer Tochter Schuhe dafür zu kaufen. Gegen Ende des zunächst auf vier Wochen geplanten und dann auf 6 Wochen verlängerten Aufenthalts habe ihre Tochter sie fast gar nicht mehr wiedererkannt.

Als der Aufenthalt kurz darauf wiederholt werden sollte, habe sie sich geweigert, ihre Tochter erneut in die Klinik zu geben. Herr Dr. K., der sich rührend um ihre Tochter bemüht habe, habe ihr dann den Rat gegeben mit ihrer Tochter nach Norderney zu gehen. Dort habe sie mit dieser in einer Ferienwohnung gewohnt. Für das notwendige Abhören der Lunge und die Inhalationen sei sie jeweils in die dortige Klinik, das Seehospiz gegangen.

Ansonsten sei sie – schwanger mit ihrer zweiten Tochter – ganz allein mit der Tochter in der Ferienwohnung gewesen. Im Seehospiz habe sie eine Inschrift sehr beeindruckt. Diese habe gelautet: „Hast Du Dein Kind heute schon gelobt?“

1980 habe dann erneut eine stationäre Behandlung angestanden. Dieses Mal bei ihrer jüngeren Tochter, die Probleme mit der Niere gehabt habe. Ihrer Nachbarin habe ihr noch geraten, in die Kinderklinik nach Göttingen zu gehen, da es dort deutlich besser sei. Aber das sei ihr wegen der Entfernungen nicht möglich gewesen. Aber die ganze Situation sei auch in der Klinik im Borntal einfach deutlich besser und gegenüber 1976 maßgeblich verändert gewesen. Offenbar habe man sich im Borntal umstellen müssen, weil eben viele auch nach Göttingen gegangen seien.

Ihre ältere Tochter habe den Aufenthalt in der Kinderklinik im Borntal nicht wirklich gut verkräftet. Sie sei in der Folge total eingeschüchtert gewesen und habe das Gefühl gehabt, nichts wert zu sein. Daher sei sie in der Schule wohl auch gemobbt worden. Mit 12 oder 13 Jahren sei sie dann in psychotherapeutische Behandlung gekommen und habe dort alles gut verarbeiten können. Heute gehe es ihrer Tochter gut. Sie habe jedoch gegenüber ihrer Tochter oft ein schlechtes Gewissen. Ihre Tochter gehe mit der Angelegenheit allerdings ganz gelassen um. Sie solle sich bitte keine Gedanken und keine Vorwürfe machen. Es sei damals eben eine völlig andere Zeit gewesen. Auf Empfehlung des Kinderarztes wurde ich mit 5 Jahren zur Behandlung einer spastischen Bronchitis in das Kinderkrankenhaus „Im

**Anmerkung:**

Die persönliche Angaben zu der heute 77-jährigen Betroffenen N. finden sich auf Seite 8.

### **G. Bericht über die Angaben des Betroffenen O.**

Der Betroffene O. hat sich im Rahmen seiner eigenen Recherche zum Thema Verschickungskinder an die Diakonie in Niedersachsen mit der Bitte um Unterstützung bei seinen Nachforschungen gewandt. Die Diakonie in Niedersachsen hat Herrn O. an mich verwiesen. Ich habe Herrn O. über die Ergebnisse meiner Ermittlungen berichtet und von den Interviews mit den Betroffenen und Mitarbeitern erzählt. Herr O. hat zugestimmt, dass ich auch ihn entsprechend zu seinen Erfahrungen als Verschickungschild befrage.

Im Einzelnen hat er mir folgendes erzählt:

Er sei 1947 geborene, somit jetzt 76-jährigen, und stamme aus dem heutigen Landkreis Rotenburg/Wümme. Seine Mutter habe als geschiedene Frau N. mit drei Kindern - insbesondere in der Nachkriegszeit - unter sehr eingeschränkten finanziellen Verhältnissen gelebt. Seine Mutter sei lange als geschiedene Frau mit drei Kindern gesellschaftlich ausgegrenzt worden. In der Gesamtbetrachtung habe sich sein Leben jedoch gut entwickelt. Er habe Psychologie studieren (um Kinder besser verstehen zu können) und in der Folge auch gut in seinem Beruf arbeiten können. Er sei jetzt pensioniert und genieße sein Leben mit seiner Familie (und den Enkelkindern) und seinen Hobbys.

1950 seien er und seine 1 Jahr ältere Schwester beide an Tuberkulose erkrankt. Aus diesem Grund habe man sie beide zur Genesung in die Einrichtung im Borntal verschickt. Während seine Schwester nach 6 Monaten bereits im Frühjahr 1951 von der Mutter abgeholt worden sei, habe er noch weitere drei Monate, insgesamt somit 9 Monate, dort verbleiben müssen. Bei der Abholung der Schwester habe er seine Mutter das erste Mal nach 6 Monaten wiedergesehen. Es habe während der gesamten Zeit ansonsten keinen Kontakt zu seiner Familie gegeben. Er sei frei von Tuberkulose entlassen worden. Von einem Foto aus der damaligen Zeit wisse er, dass er in der Einrichtung übergewichtig und unbeweglich – ein richtiger Moppel - geworden sei. Das habe sich allerdings schnell wieder verwachsen.

Im Borntal habe er im Jungenhaus gewohnt. Seine Schwester habe im Mädchenhaus nebenan gelebt. Zwar hätten beide Häuser durchaus neben-

einander gestanden. Es habe aber zwischen den beiden Häusern keinerlei Kontakt gegeben. Einmal habe sei seine Jungengruppe auf einem Spaziergang auf die Mädchengruppe seiner Schwester gestoßen. Man habe keinen Kontakt zwischen ihnen zugelassen, ihn vielmehr mit Gewalt verhindert, als die Geschwister aufeinander zugehen wollten.

Eine seiner negativsten Erfahrungen sei die Nahrungsaufnahme in der Einrichtung gewesen. Man musste möglichst viel einer aus seiner Sicht völlig ungewohnten, sehr fettigen Nahrung zu sich nehmen. So z.B. Suppe mit fettem Fleisch oder Grießbrei mit Milch oder Sahne. Er könne noch heute keine Gerichte mit fettem Fleisch sowie keine Milchbreie essen. Während der Studentenzeit habe es in der Mensa mehrfach Sachen gegeben, die ihn stark an das Essen im Borntal erinnert habe. Er habe dies einfach nicht essen und auch schon nicht riechen können. Die viele Sahne und Butter habe er überhaupt nicht gekannt. Derartiges habe man sich zuhause nicht leisten können. Er könne auch heute keine Butter essen. Lebertran habe es durchaus gegeben. Ihm habe dieser allerdings geschmeckt. Darunter habe er nicht leiden müssen. Beim Essen seien er und die anderen Kinder extrem drangsaliiert worden. Man habe das aufgetane Essen unbedingt aufessen müssen und teilweise Stunden davor gegessen. Er habe auch Essen, dass er wegen Ekel vor dem fettigen Essen ausgebrochen habe, letztlich doch aufessen müssen. Man habe es immer wieder mit Zwang eingeflößt.

Eine aus seiner Sicht ebenfalls extrem negative Erfahrung hinge mit der Ruhephase nach dem Mittagessen zusammen. Man habe draußen auf Pritschen jeweils 2 Stunden ruhen müssen und sei zur Verhinderung jeglicher Bewegung mit Lederriemen festgebunden worden. Einmal sei er trotz Fixierung von der Pritsche gefallen. Eine Schwester habe ihn gefunden und ihn sehr beschimpft. Zusammen mit einem jungen Arzt hätten sie ihn genommen und über den Balkon geschwungen, die Schwester an den Armen, der Arzt an den Beinen - um ihm klar zu machen, dass er das nächste Mal runtergeworfen werde. Er habe noch heute Angst vor Höhe und vorm Fallen in die Tiefe.

An regelhafte Strafen erinnere er sich nicht. Er sei ein sehr stilles, sensibles Kind gewesen, dass jedem Konflikt aus dem Weg gegangen sei. Er habe

versucht, alles auszublenden und nur zu überleben. Herr O. erinnerte sich allerdings, dass er mehrfach zur Strafe im dunklen Keller bzw. in einen dunklen Raum eingesperrt worden sei. Er habe auch danach bis ins Erwachsenenalter noch Panik vor dem Gang in einen Keller gehabt.

Er habe zwei vergleichsweise positive Erinnerungen an die damalige Zeit. Zum einen erinnere er sich an die Zeit am Heiligabend, auf das Warten auf das Christkind. Sie hätten erzählt bekommen, dass das Christkind auf der Milchstraße hinunterkomme. Das sei ein schönes Bild gewesen. Zu seiner Enttäuschung sei das Christkind aber nicht gekommen. Zum anderen erinnere er sich an die damals tätige Nachtschwester. Diese sei sehr freundlich zu ihm gewesen. Sie habe sich zu ihm ans Bett gesetzt und mit ihm gesprochen. Er habe sie damals umarmen wollen, was sie aber nicht zugelassen habe. „Das gehe nicht“. Ansonsten habe es im Umgang mit den Kindern keinerlei Freundlichkeit gegeben. Man sei nicht getröstet oder gar in den Arm genommen worden. Erst habe er sehr viel geweint. Er sei dann innerlich erstarrt und habe sich völlig in sich zurückgezogen. Er habe auch keine Kontakte zu den anderen Kindern gehabt. Seine im Nachbarhaus befindliche Schwester habe er nicht sehen dürfen. Das sei auch nach einem halben Jahr, bei deren Entlassung, nicht geschehen.

An Tagesstruktur erinnere er nur die Mahlzeiten, die mittägliche Ruhephase und das abendliche Zubettgehen. Sicherlich habe man gespielt. Sie seien ja Kinder gewesen. Daran habe er jedoch keine Erinnerung. Auch nicht an besondere Außenaktivitäten. Gelegentlich sei man spazieren gegangen. Dann aber sehr ordentlich in Reih und Glied.

Seine Schwester habe sich vermutlich besser zurecht gefunden. Sie sei auch extrovertierter und habe geplappert und gelacht. Aber auch sie habe letztlich keine guten Erinnerungen an die Zeit. Ihr wurde ebenfalls Nahrung, die sie nicht ertrug und erbrochen hatte, insbesondere fette Fleischstücke, mit Zwang eingeflößt, bis der Teller leer war. Die Augen wurden ihr dabei verbunden. Noch heute ertrage sie keine fetten Fleischstücke.

Er habe in einem Zimmer mit vielen anderen Kindern übernachtet. Er habe das Bild von Kissenschlachten vor Augen. Diese Situationen seien für ihn immer furchtbar gewesen, weil er sie als sehr bedrohlich und sich als wehrlos empfunden habe.

An unschöne medizinische Behandlungen erinnere er sich nicht. Es habe sehr viel kaltes Wasser gegeben. Das habe ihm allerdings nicht gestört, so dass er insoweit nicht gelitten habe.

Von seiner Mutter wisse er, dass diese ihm und seiner Schwester Päckchen mit Süßigkeiten und selbstgestrickten Sachen geschickt habe. Diese seien allerdings irgendwie „konfisziert“ worden. Weder er noch seine Schwester hätten in der Einrichtung jemals davon erfahren oder gar wissentlich Sachen aus dem Paket bekommen. Seine Mutter habe bei der Abholung der Schwester im Frühjahr 1951 durchaus gesehen, wie schlecht ihre Kinder dort untergebracht worden seien. Er habe ihr auch von der Situation auf dem Balkon und dem drohenden „Runterwerfen“ erzählt. Seine Mutter habe das sehr furchtbar gefunden und habe intervenieren wollen. Nach den Schilderungen seiner Mutter habe er diese jedoch davon abgebracht, sich zu beschweren. Sie habe ihm berichtet, dass er darum gebeten habe, sich nicht zu beschweren, da er es dann ausbaden müsste. Er sei völlig eingeschüchtert gewesen.

An Nazisprüche könne er sich für die Zeit im Borntal nicht erinnern. Allerdings in seiner Schulzeit, insbesondere in der Grundschule, sei das ganz anders gewesen. Dort habe man häufiger gehört, dass man „beim Vergasen vergessen worden sei“. Dort sei man auch regelmäßig und systematisch von Lehrern (nicht von Lehrerinnen) geschlagen worden. Die Jungen mit einem Stock auf die Oberschenkel und die Mädchen auf die „Pfoten“.

An Ordensschwestern erinnert sich Herr O. nicht. Die Mitarbeiter seien alle gleich gekleidet gewesen. Alle – mit Ausnahme der Nachtschwester – seien unzugänglich und ohne näheren Kontakt zu den Kindern gewesen. Es sei zwar um die Gesundheit, nicht jedoch um das Wohlbefinden der Kinder gegangen. Das Handeln sei auf die Durchsetzung von Prinzipien ausgerichtet gewesen.

Die Kinder seien als Objekte und nicht als eigenständige Subjekte behandelt worden.

**Anmerkung:**

Die persönliche Angaben zu dem heute 76-jährigen Betroffenen O. finden sich auf Seite 8.

## H. Bericht über die Angaben der Betroffenen P.

Der Kontakt zur Betroffene P. hat sich über meinen Kontakt zu ihrem Bruder, dem Betroffenen O. ergeben.

Im Einzelnen hat sie mir folgendes erzählt:

Sie sei 1946 geboren, jetzt fast 78-jährig und stamme aus dem heutigen Landkreis Rotenburg/Wümme. Ihre Mutter lebte in der Nachkriegszeit mit drei kleinen Kindern in einem Dorf und wurde als katholische und geschiedene Ausländerin gesellschaftlich ausgegrenzt. Die Familie habe unter eingeschränkten sozialen und finanziellen Verhältnissen gelebt.

In der Gesamtbetrachtung habe sich ihr Leben gut entwickelt. Sie habe Erzieherin gelernt, nachfolgend Sozialpädagogik studiert und sehr gern in dem erwünschten Tätigkeitsfeld, überwiegend in Leitungsfunktion, davon mehr als 30 Jahre lange im Ausland gearbeitet. Sie sei jetzt zurück in Deutschland und genieße mit Ehemann, den Kindern und 10 Enkelkindern das Leben im Ruhestand.

1950 seien sie und ihr 1 Jahr jüngerer Bruder an Tuberkulose erkrankt. Aus diesem Grund habe man sie beide zunächst ins Krankenhaus und dann anschließend zur Genesung in die Einrichtung im Borntal verschickt.

Während sie nach gut 6 Monaten bereits im Frühjahr 1951 wahrscheinlich von der Mutter abgeholt worden sei, habe ihr Bruder noch weitere drei Monate dort verbleiben müssen. Sie sei frei von Tuberkulose entlassen worden.

Es sei schön gewesen wieder nachhause zu kommen.

Im Borntal habe sie im Mädchenhaus gewohnt. Auf Grund eines Fotos wisse sie, dass dort Mädchen unterschiedlicher Altersgruppen untergebracht waren. Sie habe an ihren Aufenthalt außer der zwei folgenden negativen Punkte und einem eher neutralen keine konkrete Erinnerung. Vielleicht habe sie dort nicht besonders gelitten und keine psychischen Schäden davongetragen. Sie könne positiv nach vorne schauen.

In negativer Erinnerung sei für sie das Essen. Die Speisen seien teilweise sehr fett - für sie ungewohnt und eklig - gewesen. Wenn man nicht aß, dann wurde man zum Essen gezwungen und gefüttert. Hatte sie sich erbrochen, seien ihr die Augen verbunden und das Erbrochene mit Gewalt eingetrichtert worden. Bis heute mag sie keine fetten Sachen essen.

Die zweite negative Erinnerung sei die Trennung von ihrem Bruder gewesen. Ihre Mutter habe ihr auf die Reise ins Borntal mitgegeben, dass sie sich um ihren kleinen Bruder kümmern solle. Das sei ihr jedoch unmöglich gewesen, da dieser von ihr strikt getrennt in einem Jungen-Haus untergebracht war. Sie habe ihn niemals besuchen dürfen. Auch wenn sie sich zufällig trafen, sei es nicht erlaubt, Kontakt aufzunehmen, um miteinander zu sprechen. Sie sehe ihren Bruder heute noch traurig auf einer Bank sitzen und erinnere sich, dass sie darunter gelitten habe, ihn nicht trösten zu dürfen. Das tat ihr sehr weh, und seine Traurigkeit habe sie sehr belastet. Ansonsten sei sie in der Einrichtung gut klargekommen.

Eher neutral sei die Erinnerung an die regelmäßige Mittagsruhe draußen auf dem Balkon. Damit man auch liegen geblieben sei, sei man damals mit Ledergurten an die Liegepritschen festgebunden worden. Ihr sei es dabei immer ziemlich kalt gewesen.

Zu der damaligen Zeit habe man das gemacht, was Erwachsene von einem verlangt hätten. Das habe sie von zuhause gelernt, sodass sie in der Einrichtung grundsätzlich wohl keine Schwierigkeiten gehabt habe. In der Einrichtung sei man wohl so behandelt worden wie im gewohnten Umfeld und später auch noch in der Schule. Im Allgemeinen sei man damals ohnehin nicht besonders freundlich zu Kindern gewesen.

Dass von dem Aufenthalt im Borntal nicht mehr Erinnerungen blieben, habe vermutlich auch damit zu tun, dass in der Familie darüber nicht gesprochen worden sei. Ihre Mutter habe andere Probleme gehabt und habe nach der Rückkehr der Kinder nicht gefragt, wie es dort gewesen sei. Sie habe auch in der Kindheit nicht mit ihrem Bruder darüber gesprochen. Das sei erst in den letzten Jahren erfolgt, da ihr Bruder sich sehr für die Problematik der

Verschickungskinder interessiere und dazu viel recherchiert habe.

Allerdings sei auch sie der Ansicht, dass diese Erinnerungen aufgeschrieben werden sollten, damit sie aufgearbeitet werden können und für nachfolgenden Generationen erhalten bleiben.

**Anmerkung:**

Die persönlichen Angaben zu der heute fast 78-jährigen Betroffenen P. finden sich auf Seite 8.

## I. Bericht über die Angaben der Betroffenen Q.

Die Betroffene Q. ist durch einen Bericht im Fernsehen auf die Problematik der Verschickungskinder aufmerksam geworden. Sie habe - seit sie denken könne - sehr große Ängste und werde deswegen auch behandelt. Es habe sich dabei herausgestellt, dass sie leider an einer posttraumatischen Belastungsstörung leide. Der Bericht über die Verschickungskinder habe sie stark getriggert und ganz unruhig gemacht. Im Rahmen ihrer nachfolgenden Suche im Internet sei sie auf den Artikel im Harzkurier vom 30. September 2022 (Bl.164) gestoßen und habe auf dem dort angegebenen Weg Kontakt mit der Unterzeichnerin aufgenommen. Ich habe Frau Q. von den Ergebnissen meiner Ermittlungen berichtet und über die Interviews mit den Betroffenen und Mitarbeitern erzählt. Frau Q. hat zugestimmt, dass ich auch sie entsprechend zu ihren Erfahrungen als Verschickungskind befrage.

Im Einzelnen hat sie mir folgendes erzählt:

Frau Q. hat berichtet, sie sei 1965 geborenen, somit jetzt 58-jährig und stamme aus Oberhausen. Sie sei im sozialen Bereich an der Universitätsklinik Essen tätig. Neben der schon erwähnten posttraumatischen Belastungsstörung leide sie auch noch unter schwerwiegenden somatischen Erkrankungen. Sie lebe gemeinsam mit ihrem Ehemann, Kindern und Enkeln in einem eigenen Haus.

Sie sei mit 3 oder 4 Jahren in der Kinderverschickung im Borntal gewesen. In welchem Heim sie dort gewesen sei, wisse sie nicht. Der Wald sei jedoch in unmittelbarer Nähe gewesen. Sie sei damals nicht krank gewesen. Anlass für die Verschickung sei vielmehr ihr Untergewicht gewesen. Schon die Anreise sei gruselig verlaufen. Sie sei mit anderen Kindern in einen Zug gesetzt worden und dann am Ankunftsort von einer schwarz gekleideten Schwester abgeholt worden.

Sie seien anschließend in ein großes Haus gebracht worden, wo sich alle nackt hätten ausziehen und in Reih und Glied aufstellen müssen. Danach seien alle gewogen worden. Man habe in einem großen Saal geschlafen. Dort habe es 16 – 20 Betten gegeben. Die Betten hätten in zwei langen Reihen

einander gegenüber gestanden. Es seien so etwa 8 bis 10 Betten pro Reihe gewesen. Die Mädchen hätten hinten im Zimmer und die Jungen vorne an der Tür geschlafen. Nach etwa 14 Tagen seien die Jungen in ein eigenes Zimmer gewechselt. In dem großen Zimmer hätten sie auch ihre tägliche Mittagsruhe verbringen müssen. Man habe keine Nachthemden gehabt. Vielmehr sei in der Unterwäsche geschlafen worden. Sie habe stark gefroren.

Sie habe wie viele andere auch extrem starkes Heimweh gehabt und eigentlich ständig geweint. Man sei jedoch nicht getröstet worden. Allenfalls von den Leidensgenoss\*innen.

Sie erinnere sich sehr gut an ihre Bettnachbarin. Deren Namen sei wohl Brigitte gewesen; diese sei etwa 2 Jahre älter als sie selbst gewesen. Brigitte sei es eigentlich schlechter gegangen als ihr selbst, da sie keine Eltern mehr gehabt habe und daher im Heim leben müssen. Trotzdem sei Brigitte zu ihr sehr fürsorglich und nett gewesen und habe ihr viel geholfen.

Sie erinnere sich insbesondere an eine Begebenheit. Man habe alle schon im Bett gelegen, als Brigitte von einer Schwester abgeholt worden sei. Nach 1 oder 2 Stunden sei sie wieder zurückgekommen und habe bitterlich geweint. Es sei eigentlich jeden Abend ein Kind abgeholt worden, welches dann weinend bzw. verstört, erschüttert und verstummt zurückgekommen sei. Ein kleiner Junge habe danach tagelang durchgeweint und sei schließlich von seinen Eltern abgeholt worden. Als Frau Q. den Wunsch äußerte, ebenfalls abends für 1-2 Stunden abgeholt zu werden, habe die Brigitte sie beschworen, dass auf jeden Fall zu vermeiden. Das sei keinesfalls das, was sie wolle. Vielmehr habe sie ihr eingeschärft, sich immer dann, wenn abends jemand geholt werde, auf jedem Fall unter dem Bett zu verstecken. Das habe sie dann auch immer gemacht. Nur einmal sei sie unter dem Bett entdeckt und darunter hervorgezogen worden. Sie sei sofort weggelaufen und habe sich in einer großen Gardine versteckt und sich dabei dort eingewickelt. Es habe ein großes Geschrei gegeben. Sie habe aber nicht mitgehen müssen.

Im Nachgang dieser Ereignisse habe sie ständige Ängste, vor allem bei Dunkelheit. Sie können nachts nicht allein sein. Sie habe massive

Verlustängste und sei deswegen auch in ständiger psychologischer Betreuung.

Frau Q. erinnert im Hinblick auf die Kinderverschickung noch das ausgesprochen gewöhnungsbedürftige Essen. Es habe ewig Haferschleim mit einem Stich Butter gegeben. Man habe unbedingt aufessen müssen. Daher habe sie oft ewig vor dem Essen gesessen. Einmal habe es so lange gedauert, dass die Schwestern gemeint hätten, dass es sich nicht mehr lohne zu warten. Sie sei daraufhin gleich ins Bett geschickt worden.

Die Mitarbeitenden seien kühl, super streng und wenig freundlich gewesen. Sie erinnere sich nur an eine Schwester, die sie mal in den Arm genommen habe. Daraufhin habe diese aber sofort Ärger bekommen. Die Kinder seien gegängelt und gemaßregelt worden. Besonders schlimm habe es die Jungs getroffen, die teilweise 3-4 Stunden in der Ecke hätten stehen müssen.

Besuche von Eltern seien verboten gewesen. Dennoch habe sie ihre Eltern einmal gesehen. Sie habe diese aber nur aus dem Fenster von oben gesehen, da direkte Kontakte und Besuche verboten gewesen seien.

Die Kur habe ihr nichts gebracht. Sie habe dort noch weiter abgenommen und seitdem die zahlreichen Ängste.

Nach ihrer Erinnerung habe sie dort zumindest 2 Spritzen erhalten. Was man ihr gegeben habe, wisse sie natürlich nicht mehr. Sie erinnere sich auch daran, dass sie nach der Kur vom Hausarzt für ca. 4 Wochen Tabletten zur Zunahme verschrieben bekommen habe. Diese hätten sehr gut gewirkt. Sie habe erstmals Hunger gehabt.

**Anmerkung:**

Die persönlichen Angaben zu der heute 58-jährigen Betroffenen Q. finden sich auf Seite 8-9.

# HARZ

## Bad Sachsa und die Kinderverschickung: Was geschah damals wirklich?

Die Diakonie Niedersachsen will das Kapitel Kinderverschickung aufarbeiten – dazu werden Mitarbeiter der Kinderklinik „Im Borntal“ in Bad Sachsa gesucht



Die Häuser im Borntal sind inzwischen abgerissen. Dort soll ein Ferienpark entstehen.

MARK HAERTL

**Bad Sachsa.** In der Bundesrepublik sind von Anfang der 1950er bis Ende der 1980er Jahre zwischen acht und zwölf Millionen Klein- und Schulkinder wegen gesundheitlicher Probleme in Kindererholungsheimen verschickt worden. Dabei haben sie teilweise traumatische Erfahrungen gemacht, unter denen sie heute noch leiden. In der Zeit vom 1. April 1952 bis zum 31. Dezember 1992 wurde vom Diakonissen-Mutterhaus Bad Harzburg die Kinderklinik „Im Borntal“ in Bad Sachsa betrieben. In den Häusern der Einrichtung wurden zahlreiche sogenannte Verschickungskinder betreut.

Ein Teil dieser Kinder ist von

ihrem Aufenthalt im Borntal traumatisiert und führt zur Zeit dazu Gespräche mit der Diakonie Niedersachsen. Diese unterstützt den Wunsch der Verschickungskinder nach Aufarbeitung der damaligen Ereignisse.

### Vermittlerin auf Spurensuche

Die Diakonie Niedersachsen hat Eva Moll-Vogel, die kürzlich pensionierte Präsidentin des Landgerichts Braunschweig, sowohl um Vermittlung zwischen den Betroffenen und dem Diakonissen-Mutterhaus Bad Harzburg als auch um eine unabhängige Aufklärung der damaligen Geschehnisse gebeten.

Angesichts der langen Zeit sowie

der bereits zum Jahresende 1992 erfolgten vollständigen Schließung der Einrichtung im Borntal erweist es sich als schwierig, Informationen über die damalige Situation zu bekommen. Das Gebäude, in dem das Kinderkrankenhaus damals untergebracht war, ist inzwischen abgerissen. Auf dem Gelände soll ein Ferienpark entstehen.

Die bisherigen Nachforschungen haben jedoch bereits ergeben, dass eine Vielzahl der damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Einrichtung im Borntal aus dem Bereich Bad Sachsa und Umgebung stammten.

Aus diesem Grund hat sich Moll-Vogel an den Harzkurier mit der Bit-

te um Hilfestellung gewandt. Sie möchte Gespräche mit etwaigen Zeitzeugen führen. „Ich bin sicher, dass eine bessere Kenntnis von den damaligen Verhältnissen vielen der Betroffenen sehr helfen würde“ erklärt Moll-Vogel.

Sollten Sie im Borntal beschäftigt gewesen sein und so Kenntnisse über die frühere Situation von Verschickungskindern im Borntal haben, wenden Sie sich gern an die Vermittlerin. Sie wird auf Ihren Wunsch alle Angaben selbstverständlich vertraulich behandeln. So erreichen Sie Moll-Vogel: [borntalverschickung@gmail.com](mailto:borntalverschickung@gmail.com) oder telefonisch über unsere Redaktion unter 05522 - 3170 330.

**Herausgeber**

Diakonisches Werk evangelischer Kirchen in Niedersachsen e.V.

Ebhardtstraße 3 A

30159 Hannover

Telefon 0511 3604-0

Fax 0511 3604-108

E-Mail [geschaefsstelle@diakonie-nds.de](mailto:geschaefsstelle@diakonie-nds.de)

[www.diakonie-in-niedersachsen.de](http://www.diakonie-in-niedersachsen.de)

Mai 2024